

2010

**PREPRINT 396**

Fynn Ole Engler, Björn Henning und Karsten Böger

**Transformationen der wissenschaftlichen  
Philosophie und ihre integrative Kraft – Wolfgang  
Köhler, Otto Neurath und Moritz Schlick**

Die vorliegenden Texte sind entstanden im Rahmen  
des DFG-Projekts „Ursprünge und Entwicklung der  
wissenschaftlichen Philosophie in den frühen Schriften  
von Moritz Schlick und Hans Reichenbach“.

## Inhaltsverzeichnis

<b>Transformationen der wissenschaftlichen Philosophie</b> .....	5
1. Schlicks Alternative zur Kantischen Philosophie .....	5
2. Die Köhler-Schlick-Korrespondenz .....	9
3. Über die Zweckmäßigkeit von praktischen Erkenntnisverfahren .....	12
<b>Carnap, Reichenbach und Schlick um 1925</b> .....	17
1. Zum Entstehungskontext der Auseinandersetzung zwischen Carnap, Reichenbach und Schlick ..	17
2. Reichenbachs metaphysischer Realismus .....	23
3. Die Bedeutung der zeitlichen Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen .....	29
4. Die Sinnlosigkeit der Metaphysik für die Praxis des Erkennens .....	30
5. Carnaps antimetaphysisches Programm des <i>Aufbaus</i> .....	33
6. Zur Überwindung der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie .....	36
<b>Integration und Einheitsbemühungen bei Otto Neurath</b> .....	37
1. Der Wiener Kreis des Logischen Empirismus .....	37
2. Einheitswissenschaft als integratives Prinzip bei Otto Neurath .....	39
3. Multiplizität und Unbestimmtheit .....	42
4. Protokollsätze als Konsens der wissenschaftlichen Gemeinschaft .....	45
5. Von der Einzelwissenschaft zur Einheitswissenschaft .....	48
<b>Korrespondenz zwischen Wolfgang Köhler und Moritz Schlick 1921–1934</b> .....	51
<b>Korrespondenz zwischen Otto Neurath und Moritz Schlick 1934–1936</b> .....	77



## Transformationen der wissenschaftlichen Philosophie<sup>1</sup>

### 1. Schlicks Alternative zur Kantischen Philosophie

Der Wissenschaftsphilosoph und Physiker Moritz Schlick (1882–1936) ist einer breiteren Öffentlichkeit zumeist als Begründer des Wiener Kreises des Logischen Empirismus bekannt geworden, der aus einem privaten Diskussionszirkel hervorging und sich erstmals im Wintersemester 1923/24 unter der Leitung Schlicks zusammengefunden hatte. In letzter Zeit rücken jedoch auch die für Schlick prägenden 1910er Jahre vermehrt in den Blickpunkt der Forschung, in denen sein Hauptwerk, die *Allgemeine Erkenntnislehre* (1918), und die einflussreiche Studie über die Relativitätstheorie Einsteins, *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik* (1917), entstanden sind.<sup>2</sup> Schlick, der in Berlin bei Max Planck Physik studierte und dort 1904 promoviert wurde, hatte sich im Herbst 1910 nach einem zweijährigen Aufenthalt in Zürich, der hauptsächlich durch das Studium der Psychologie bei Gustav Störing bestimmt war, schließlich in Rostock niedergelassen. Hier habilitierte er sich im Juni 1911 und hielt im Wintersemester 1911/12 seine erste Vorlesung über die „Grundzüge der Erkenntnislehre und Logik“.<sup>3</sup> Erst im Herbst 1922 verließ Schlick Rostock endgültig in Richtung Wien.

Von Beginn an waren die Rostocker Jahre Schlicks durch die Arbeiten an der *Allgemeinen Erkenntnislehre* gekennzeichnet. Darin griff er die Konzeption einer an den Resultaten der empirischen Einzelwissenschaften orientierten *wissenschaftlichen Philosophie* auf und entwickelte diese entscheidend weiter. Die wissenschaftliche Philosophie hatte ihren Ursprung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere in den Werken von Hermann von Helmholtz, Alois Riehl, Richard Avenarius und Ernst Mach und umfasste als breite geistige Strömung an der Jahrhundertwende neben den unterschiedlichen Schulen des

---

<sup>1</sup> Für die Genehmigung aus Stücken des Moritz Schlick Nachlasses des *Wiener Kreis Archivs* am *Noord-Hollands Archief* in Haarlem/NL (NHA VCA) zu zitieren, möchten wir uns bedanken bei der *Vienna Circle Foundation* (Amsterdam) und George Moritz H. van de Velde-Schlick (Enschede).

<sup>2</sup> Moritz Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*. Berlin: Springer 1918, 2. Aufl. 1925 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 1, hrsg. von Hans Jürgen Wendel und Fynn Ole Engler, Wien/New York: Springer 2009) und Moritz Schlick, *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik*. Berlin: Springer 1917, 4. Aufl. 1922 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 2, hrsg. von Fynn Ole Engler und Matthias Neuber, Wien/New York: Springer 2006).

<sup>3</sup> Moritz Schlick, „Vorlesung“ [Grundzüge der Erkenntnislehre und Logik], NHA VCA, Inv.-Nr.3, A.3a.

Neukantianismus den Empiriokritizismus, den französischen Konventionalismus, aber auch die Phänomenologie und verschiedene Ausprägungen des Psychologismus.<sup>4</sup> Was die Vertreter der wissenschaftlichen Philosophie trotz aller vorhandener Differenzen einte, war neben ihrer Ausrichtung an den Wissenschaften die Absicht, in einer mehr oder weniger modifizierten Form das Programm Immanuel Kants einer Begründung der Erfahrungswissenschaften durch eine philosophische Erkenntniskritik erneut aufzulegen. So konnte Schlick in seiner *Erkenntnislehre* angesichts der jüngsten, teilweise revolutionären Ergebnisse in den Wissenschaften, insbesondere der experimentellen Psychologie, aber auch der Physik, Mathematik und Logik, die Frage aufwerfen, wie viel von der Kantischen Lehre sich tatsächlich am Anfang des 20. Jahrhundert noch berechtigt aufrechterhalten ließ. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen Ernst Cassirer und Hans Reichenbach sah Schlick für die weitere Verwendung Kantischer Konzeptionen nur wenig Spielraum. Doch welche Alternative hielt Schlick zur Philosophie Kants bereit? Und auf welche Weise stellte seine *Erkenntnislehre* den bis dato radikalsten Bruch mit der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie dar, der zwangsläufig ihre weitreichende Transformation nach sich zog?

Dem tiefgreifenden Bruch mit der Lehre Kants lag die Einsicht zugrunde, dass die seinerzeit vorausgesetzten apriorischen Verstandesstrukturen und die notwendigen und allgemeingültigen Anschauungsformen von Raum und Zeit nicht mehr aufrecht erhalten werden konnten. An ihre Stelle rückte Schlick die *objektive Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen*. Diese war für ihn „erkenntnistheoretisch von der allerhöchsten Wichtigkeit“,<sup>5</sup> weil sie die Möglichkeit bot, implizit definierte Begriffssysteme in den exakten Wissenschaften in eindeutiger Weise auf die empirische Realität anzuwenden. Erst die *vermittelnde* Rolle der Koinzidenzmethode, die damit dem Kantischen Schematismus des Verstandes nicht unähnlich war, gestattete eine begriffliche Einordnung der Gegenstände und Ereignisse der empirischen Realität. Anders als Kant nahm Schlick jedoch an, dass die eindeutige Zuordnung in raumzeitlichen Begriffssystemen erfolgt, deren Auswahl den Kriterien der Einfachheit und der Widerspruchsfreiheit zu genügen hatte. Auch Einsteins Relativitätstheorie unterlag dieser erkenntnistheoretischen Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen.<sup>6</sup> Eine praktische Er-

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu u.a. Friedrich Stadler (Ed.), *Scientific Philosophy: Origins and Developments*. Dordrecht: Kluwer 1993 und Michael Friedman, *Dynamics of Reason*. Stanford: CSLI Publication 2001.

<sup>5</sup> Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, 1918, S. 234.

<sup>6</sup> Vgl. Fynn Ole Engler, „Über das erkenntnistheoretische Raumproblem bei Moritz Schlick, Wilhelm Wundt und Albert Einstein“, in: *Schlick-Studien*, hrsg. von Friedrich Stadler und Hans Jürgen Wendel, Bd. 1: *Stationen*, Wien/New York: Springer 2009, S. 107–145.

kenntnismethode unter der Voraussetzung von bestimmten Konventionen hatte damit die Stelle des Kantischen Verstandesmechanismus eingenommen.

Schlicks philosophische Umwälzung hatte dabei mit Blick auf den Raum zwei Ausgangspunkte: *Zum einen* waren dies psychologische Studien zur Entstehung unserer Raumvorstellung und *zum anderen* Überlegungen zum mathematisch-physikalischen Raumbegriff. Zu Beginn des Jahres 1909 hatte Schlick in einem in Zürich entstandenen Manuskript dahingehend festgehalten:

Neben den mathematischen Untersuchungen haben vor allem, und zwar vielleicht in noch höherem Grade *psychologische* Forschungen einen Einfluss auf die philosophischen Anschauungen vom Wesen des Raumes ausgeübt: „Während Kant keinerlei psychologische Prozesse für nötig hielt, um über die räumliche Ordnung der Sinneseindrücke Rechenschaft zu geben“,<sup>7</sup> hat man sich in der neueren Zeit mehr und mehr überzeugt, dass alle räumlichen Vorstellungen im Gegenteil ein Product nicht ganz einfacher psychologischer Prozesse sind und dass somit die Annahme verworfen werden muss, als hätte den Sinneswahrnehmungen als solchen schon räumliche Beschaffenheit an.<sup>8</sup>

Der psychologische Ursprung der Raumvorstellung war an erlebbare Koinzidenzen gebunden. Mit dem Zusammenfallen verschiedener Sinneseindrücke, so die damalige Ansicht, werden erst die erlebbaren Diskontinuitäten erzeugt, die für die Entstehung unserer Raumvorstellung konstitutiv sind. Da sich diese durch Koinzidenzen entstandenen diskreten Empfindungskomplexe zudem voneinander abgrenzen ließen, wurde eine räumliche Messung zwischen ihnen möglich, wobei den einzelnen Empfindungskomplexen dabei in einem *objektiven* Sinne Dinge und Ereignisse in der Welt zugeordnet werden konnten. In Schlicks Worten:

Wirkliches Messen ist principiell nur möglich mit Hilfe eines Sinnes, in dessen Gebiete merkliche Discontinuitäten auftreten können, wie etwa die Grenze zwischen zwei verschiedenartigen Flächen für das Auge, oder die plötzliche Berührung eines Körpers für den Tastsinn.<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> Zitiert nach: Wilhelm Wundt, *Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung*, Erster Band: *Erkenntnisslehre*. Stuttgart: Ferdinand Enke, 1893, 2. Aufl., S. 503.

<sup>8</sup> Moritz Schlick, „Die Lehre vom Raum in der gegenwärtigen Philosophie“, NHA VCA, Inv.-Nr.151, A.98-3, S. 75.

<sup>9</sup> Moritz Schlick, „Die Lehre vom Raum in der gegenwärtigen Philosophie“, NHA VCA, Inv.-Nr.1, A.1, Bl. 9.

Sommer 1909

I/A.1

1.

Die Lehre vom Raum  
in der gegenwärtigen Philosophie.

Die Probleme vom Raum und von der Zeit haben in der Philosophie eine große Rolle gespielt schon lange bevor sie die centrale Stellung erhielten, die Kant ihnen in seiner Lehre gab. Sie gehören ja gewiß zu den allgemeinsten Begriffen, die wir bilden können, und die allgemeinsten Begriffe jeder Wissenschaft ragen in die Philosophie hinein; man kann fast sagen, je allgemeiner etwas ist, desto früher wird es zum Gegenstand philosophischer Speculation. So spielte denn das Raumproblem bereits in das Nachdenken der ältesten Philosophen hinein. Den Eleaten, die ja auch viele Bemühungen dem allerallgemeinsten Begriffe, dem Sein, widmeten, machte unser Problem zu schaffen, indem sie über das Wesen der Bewegung und Ausdehnung speculierten und in diesen Begriffen Widersprüche zu entdecken glaubten; Leukipp, Demokrit u.a. beschäftigten sich das Problem, indem sie die Möglichkeit des leeren Raumes erwogen. Aber der positive Ertrag alles dieses metaphysischen Nachdenkens war naturgemäß recht gering bis in die neuere Zeit hinein. Sogar noch bei Leibniz finden wir Argumente <sup>für und</sup> gegen die Existenz des leeren Raumes, die principiell mit denen der Alten auf einer Stufe stehen.

Zum Übergang aus dem metaphysischen in das erkenntnistheoretische Stadium war die Frage nach der Natur des Raumes erst reif in einer Epoche, in der die neuere Wissenschaft und Philosophie über ihre ersten Anfänge schon hinaus waren. Newton hatte sich bekanntlich genötigt gesehen, in seine mathematische Behandlung der philosophia naturalis den Begriff des absoluten Raumes einzuführen, und zwar tat er dies (ob mit Recht oder Unrecht ist hier nicht der Ort zu untersuchen) nicht aus metaphysischen, sondern aus naturwissenschaftlichen Gründen. Berkeley andererseits erhob gegen die Lehre von dem absoluten Raum und der objectiven Zeit Einwände, die ebenfalls weniger metaphysischen als erkenntnistheoretischen Ursprungs waren. Dieser Denker verwarf zugleich—und darin stimmte ihm Hume später bei—die Lehre Lockes, nach welcher die primären Qualitäten, d.h. die räumlichen Eigenschaften der Erscheinungen wirkliche Bestim-



Da sich Koinzidenzen im Weiteren auch gegenüber allgemein kovarianten Koordinatentransformationen als invariant und damit als etwas Absolutes herausstellten, waren sie für die erkenntnistheoretische Deutung der Einsteinschen Relativitätstheorie maßgebend, was nicht nur die Objektivität der raum-zeitlichen Koinzidenzen für die Physik bestätigte, sondern zudem ihr *integratives* Potential zeigte, insofern neben den ausgedehnten Gegenständen unserer Wahrnehmungswelt nun auch unanschauliche physikalische Ereignisse anhand dieser Methode durch exakte Messungen erschlossen werden konnten. Die physikalische Raum-Zeit stellte sich in diesem Zusammenhang als eine mathematisch-begriffliche Konstruktion heraus, deren Wahl gleichwohl nicht beliebig erfolgte, sondern neben den Kriterien der Einfachheit und der Widerspruchsfreiheit an die Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen gebunden war. Somit hielt Schlick in Übereinstimmung mit Einstein fest, dass Raum und Zeit

keine Anwendung für sich allein [finden], sondern nur insofern, als sie in den Begriff der raumzeitlichen Koinzidenz von Ereignissen eingehen. Wir dürfen also wiederholen, daß sie nur in dieser Vereinigung, nicht schon allein für sich etwas Wirkliches bezeichnen.<sup>10</sup>

Die Kantischen Anschauungsformen von Raum und Zeit hatten daher ihre eigenständige Realität als ordnende Strukturen der Erfahrung verloren. Stattdessen stellten sie nun begriffliche Ordnungssysteme dar, die aber erst in Verbindung mit der objektiven Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen sowohl erfahrbare Gegenstände als auch physikalische Ereignisse eindeutig an einer räumlichen und zeitlichen Stelle bestimmen konnten. Die Kantische Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie unterlief in diesem Sinne einer tiefgreifenden Wandlung, die dabei wesentlich an die Verwendung einer methodischen Praxis gebunden war, die wiederum die Integration unterschiedlicher wissenschaftlicher Perspektiven und Gebiete gestattete, insbesondere der Wahrnehmungspsychologie und der Physik.

## 2. Die Köhler-Schlick-Korrespondenz

Die Psychologie und die Physik hatten für die Auszeichnung der erkenntnistheoretischen Rolle der Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen jeweils eine große Bedeutung. Dass die Koinzidenzkonzeption zu Anfang der 20er Jahre wiederum eine grundlegende Wandlung durchmachte, wird anhand der Korrespondenz zwischen Schlick und dem Gestaltpsychologen

---

<sup>10</sup> Schlick, *Raum und Zeit*, 1917, S. 63.

Wolfgang Köhler deutlich.<sup>11</sup> Für die Revision der Konzeption der Koinzidenzen erwies sich einmal mehr die Psychologie als wichtiger Ausgangspunkt.

Der Briefwechsel zwischen Schlick und Köhler begann im Mai 1921. Ein Treffen zwischen beiden dürfte es zuvor schon gegeben haben, wie der erste Brief von Köhler an Schlick verrät.<sup>12</sup> Köhler war zu diesem Zeitpunkt am Psychologischen Institut der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin beschäftigt. Er trat mit der Bitte an Schlick heran, ihm Exemplare der *Allgemeinen Erkenntnislehre* für eines seiner Seminare zur Verfügung zu stellen, was Schlick unverzüglich in die Wege leitete.<sup>13</sup> Gut zwei Wochen später setzte die briefliche Auseinandersetzung zwischen beiden ein. Köhler schrieb an Schlick:

Ich gebe zu, dass mir nicht alle Positionen Ihres Werkes gesichert erscheinen. Aber mir ist Ihre Art Physiker-Ehrlichkeit und Klarheit, der Widerwille gegen philosophisches Herumreden und der Wunsch, *Bestimmtes* zu sagen, so ungemein wohlthätig und so vorbildlich für die Hörer, dass ich – ganz abgesehen vom Speziellen des Inhalts – diese Einführung glaubte ändern vorziehen zu sollen.<sup>14</sup>

Trotz des Lobs brachte Köhler im Folgenden einen zentralen Einwand vor. Dieser betraf den Begriff des Erkennens, den er in Schlicks *Erkenntnislehre* in drei unterschiedlichen Sinnzusammenhängen verwendet fand, deren Verbindung ihm nicht klar genug herausgearbeitet schien. Die nachfolgende begriffliche Klärung der Zusammenhänge gab schließlich den Anlass dafür, dass Schlick seine Position erneut überdachte. Insbesondere stellte sich in der Folge heraus, dass die Koinzidenzmethode nicht das *einzig mögliche* praktische Erkenntnisverfahren darstellte, reale Gegenstände und sachliche Zusammenhänge in den Wissenschaften eindeutig auszuzeichnen und damit auch als identische Dinge wiederzuerkennen. In seinem Antwortschreiben auf Köhlers Einwand führte Schlick aus:

Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar für Ihre Einwände, denn sie geben mir Gelegenheit, einiges noch einmal durchzudenken und besser zu formulieren, was ich bisher verkehrt oder unklar ausgedrückt hatte. Bis jetzt bin ich noch voller Hoffnung, daß es auf meiner Seite nur einer größeren Sauberkeit der Terminologie und einer deutlichen Hervor-

---

<sup>11</sup> Die Korrespondenz zwischen Köhler und Schlick ist unten, S. 51 ff. abgedruckt.

<sup>12</sup> Wolfgang Köhler an Moritz Schlick, 6. Mai 1921 (NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-1).

<sup>13</sup> Ibid.

<sup>14</sup> Wolfgang Köhler an Moritz Schlick, 18. Mai 1921 (NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-2).

hebung versteckterer Zusammenhänge zwischen meinen Aufstellungen bedarf, um die Schwierigkeiten wegzuschaffen. [...] Sie konstatieren [...], daß drei verschiedene Dinge bei mir als Erkennen bezeichnet werden: a) die reine Zuordnung, b) das Wiederfinden, c) die Feststellung von Zusammenhängen. Es steht damit nach meiner Ansicht folgendermaßen: Erkenntnis im vollständigen Sinne des Wortes besteht darin, daß ein (aus möglichst wenigen Elementen aufgebautes) Zeichensystem einem Gebiet von Gegenständen zugeordnet ist. Hierzu aber sind gewisse Voraussetzungen unerläßlich: da eindeutige Zuordnung heißt, daß „demselben“ Gegenstand immer dasselbe Zeichen entsprechen soll, so ist sie nur möglich, wenn jeder Gegenstand von allen übrigen unterschieden und jedesmal als der gleiche *wiedererkannt* wird. Also ohne Wiederfinden keine Zuordnung. Diese primitivste Art des Erkennens ergibt noch kein eigentliches *System*, sondern nur eine Menge von unabhängigen Einzelzuordnungen, es gäbe so viele Zeichen wie unterscheidbare Gegenstände, und ihre Zahl ließe sich nicht reduzieren – wenn nicht noch eine andere Bedingung erfüllt wäre. Sie besteht darin, daß die Erkenntnisgegenstände nicht von vornherein bestimmte fest abgegrenzte Einheiten sind, sondern daß es von den Umständen abhängt, welche Elemente der Erlebnismannigfaltigkeit gerade zu „einem“ Gegenstande zusammengefaßt sind (hier ist es wohl, wo die *Gestalten* in erster Linie hineinspielen). Damit ist nun das gegeben, was wir als „Zusammenhang“ bezeichnen: dasselbe Element kann verschiedenen Gegenständen angehören; und schließlich gelingt es bei passender Wahl des Standpunktes, in allen Gegenständen eines Gebietes *dieselben* ganz wenigen Elemente in steter Wiederholung wiederzufinden.<sup>15</sup>

Hiermit dürfte sich Schlick auf einige Stellen aus der *Erkenntnislehre* bezogen haben, wo er die Verbindung zwischen der reinen Zuordnung eines Begriffs zu einem Gegenstand *und* dem beständigen Wiederfinden dieses Gegenstandes als realen Zusammenhang vermittelt der objektiven Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen ausgezeichnet hatte, die er hier noch als „stärkstes Motiv“<sup>16</sup> bei der Analyse des Erkenntnisvorgangs bestimmte. Es heißt dazu:

So sehen wir denn, wie es kommen kann, daß wir den kalten Gegenstand und den weißen als einen und denselben Schnee bezeichnen; aber es bleibt doch richtig, daß bei strengerer Analyse die Identität des Gegenstandes zu verschwinden scheint und sich in

<sup>15</sup> Moritz Schlick an Wolfgang Köhler, 5. Juni 1921 (NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-14).

<sup>16</sup> Schlick, *Erkenntnislehre*, 1918, S. 51.

die Identität eines Raum- und Zeitpunktes auflöst. [Es gibt aber zum Glück Erkenntnisse – und bei näherer Betrachtung sind alle wissenschaftlichen von solcher Art –, bei denen nicht nur die raumzeitliche Koinzidenz, sondern außerdem noch wirklich eine völlige Identität von Gegenständen ohne weiteres mit Recht konstatiert werden darf.]<sup>17</sup>

Dass Schlick diese Position jedoch in der Folge seiner Auseinandersetzung mit Köhler nochmals überdacht hatte, zeigt die Tatsache, dass er in der zweiten Auflage der *Erkenntnislehre* von 1925 den [letzten Satz] der obigen Passage gestrichen hat.<sup>18</sup> Einen entscheidenden Grund dafür lieferten die Aussagen der Gestaltpsychologie,<sup>19</sup> die Schlick davon überzeugten, dass *auf ihrem Gebiet* die Feststellung von Gestalten als sachliche Zusammenhänge, die dem Wiederfinden ein und desselben Gegenstandes zugrunde liegt, *nicht* durch die vermittelnde Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen erfolgt, sondern eine weitere praktische Erkenntnismethode erforderlich machte. Neben die Koinzidenzmethode, die zunächst den Schematismus Kants ersetzt hatte, traten so weitere praktische Erkenntnisverfahren, deren Verwendung sich, wie Schlick abschließend in seiner Spätphilosophie annahm, nach den jeweiligen Zwecken der zu betrachtenden Wissenschaft richtete, was eine neuerliche Transformation des vermittelnden erkenntnistheoretischen Mechanismus nach sich zog.

### **3. Über die Zweckmäßigkeit von praktischen Erkenntnisverfahren in der Spätphilosophie Schlicks**

Die Spätphilosophie Schlicks im Wiener Kreis war durch eine sprachphilosophische Wende bestimmt, die er unter dem Einfluss Ludwig Wittgensteins vollzog.<sup>20</sup> In diesem Rahmen griff Schlick erneut die Koinzidenzmethode auf, ging aber auch auf die Gestaltpsychologie ein, wobei es ihm nun zuvorderst um die Aufklärung der Bedeutung von wissenschaftlichen Begriffen im Zusammenhang mit ihrem präzisen Gebrauch ging.

So stellte er auf dem 8. *Internationalen Kongress für Philosophie* in Prag im September 1934 eine kritische Betrachtung über die Verwendung von Ganzheitsbegriffen in verschiedenen wissenschaftlichen Sprachen, wie der Biologie, der Soziologie, der Physik und der Psychologie in den Mittelpunkt seines Referats. Er hob hervor,

---

<sup>17</sup> Ibid., S. 52.

<sup>18</sup> Schlick, *Erkenntnislehre*, 1925, S. 50.

<sup>19</sup> Einen weiteren Grund könnte die Quantentheorie dargestellt haben.

<sup>20</sup> Moritz Schlick, „Die Wende der Philosophie“, in: *Erkenntnis*, Bd. 1 (1930/31), S. 4–11 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008).

daß man Ganzheitsbegriffe [...] sehr wohl definieren und mit höchstem Vorteil verwenden kann, ja ich glaube sogar, daß dies auf manchen Wissensgebieten die einzige praktisch durchführbare Erkenntnismethode ist (wie ich z.B. die Gestaltpsychologie der früheren atomistischen für unendlich überlegen halte).<sup>21</sup>

Somit hing die sinnvolle Verwendung von Ganzheitsbegriffen in den Wissenschaften mit ihrem zweckmäßigen Gebrauch zusammen. Für einige Wissenschaften, insbesondere die Gestaltpsychologie galt, dass die Verwendung von Ganzheitsbegriffen die einzig mögliche Erkenntnismethode war, die sich mit höchster Präzision praktisch umsetzen lies, um die zu erkennenden Gegenstände und Zusammenhänge durch Begriffe und Gesetzesaussagen zu bestimmen. Schlick schrieb in bezug auf dieses Erkenntnisverfahren:

Das Wesentliche dieser Begriffsbildung besteht darin, daß zuerst „Teile“ definiert werden, daß aber bei der Naturbeschreibung nicht diese Teile selbst, sondern gewisse durch sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften ausgezeichnete relativ invariante Gruppen von ihnen durch Symbole bezeichnet werden, deren Verbindung durch Formeln dann die Gesetzmäßigkeiten der Natur abbildet.<sup>22</sup>

Die Wahl einer solchen ganzheitlichen unter anderen Beschreibungsweisen stand mit dem jeweils intendierten Zweck der in Frage stehenden Wissenschaft in Verbindung, musste sich aber, um für den Erkenntnisvorgang herangezogen zu werden, auch durch ein praktisches Verfahren umsetzen lassen, das zwischen dem ganzheitlichen Begriffssystem und den zuerkennenden Gegenständen vermittelte. Die Willkürlichkeit der Begriffsbildung wurde daher zu Erkenntniszwecken durch die methodische Praxis wesentlich eingeschränkt. Mit Blick auf die Meteorologie als einer weiteren wissenschaftlichen Disziplin schrieb Schlick in einer anderen Fassung seines Artikels über den Begriff der Ganzheit:

Ein neues Beispiel würde uns etwa die meteorologische Behandlung der atmosphärischen Erscheinungen liefern: dort ist es, genau wie bei Organismen, praktisch unmöglich, die Bewegung jedes einzelnen Luftteilchens oder Wassertröpfchens zu

---

<sup>21</sup> Moritz Schlick, „Über den Begriff der Ganzheit“, in: *Erkenntnis*, Bd. 5 (1935), S. 54 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008).

<sup>22</sup> *Ibid.*

verfolgen: statt dessen betrachtet man Gruppen von ganzheitlichem, invariantenhaftem Charakter, wie Depressionen, Zyklone, Gewitter usw.<sup>23</sup>

Neben dieser an bestimmte Praktiken gebundenen Rolle beim Erkenntnisvorgang hatten die Ganzheitsbegriffe vermeintlich noch eine weitere Funktion, insofern sie zur Integration der unterschiedlichen Wissenschaften herangezogen werden sollten. Man meinte, so Schlick,

das Zauber Glas gefunden zu haben, welches die wesentlichen Beziehungen zwischen Psychologie, Biologie, Physik und Soziologie endgültig mit vollkommener Klarheit sichtbar macht.<sup>24</sup>

Mit Ausnahme des Gebietes der Gestaltpsychologie sah Schlick aber keine weitere Möglichkeit der zweckmäßigen Anwendung ganzheitlicher Beschreibungsweisen. Vielmehr zeichnete er beispielsweise für die Physik auch bis auf Weiteres eine raum-zeitliche Darstellung von Ereignissen mittels der Koinzidenzmethode aus, die dabei den Ausschlag für die Objektivität physikalischer Aussagen gab:

Objektivität besteht im allgemeinen nur für diese physikalischen Aussagen, die durch Koinzidenzen geprüft werden, nicht aber für Aussagen, in denen von Farb- und Tonqualitäten, von Gefühlen wie Trauer oder Lust, von Erinnerungen und dergleichen die Rede ist, kurz, für „psychologische Aussagen“.<sup>25</sup>

Dass Schlick mit der Objektivität von physikalischen Aussagen mehr beanspruchte als die Auszeichnung des praktischen Erkenntnisverfahrens der raum-zeitlichen Koinzidenzen, scheint angesichts der deutlichen Abgrenzung gegenüber den psychologischen Aussagen im obigen Zitat eher unwahrscheinlich. Denn auch im Weiteren gab Schlick klar zu erkennen, dass es ihm hierbei im Kern um eine Parallelität von Beschreibungsweisen ging, wobei je

---

<sup>23</sup> Moritz Schlick, „Über den Begriff der Ganzheit“, in: *Actes du Huitième Congrès International de Philosophie à Prague, 2–7 Septembre 1934*, Prag: Orbis 1936, S. 97 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008).

<sup>24</sup> *Ibid.*, S. 86.

<sup>25</sup> Moritz Schlick, „Über die Beziehung zwischen den psychologischen und den physikalischen Begriffen“, in: *ders., Gesammelte Aufsätze 1926–1936*. Wien: Gerold & Co 1938, S. 274.

nach Zweck der Wissenschaft diejenige gewählt wird, die sich praktisch am leichtesten und bequemsten durchführen lässt. In diesem Sinne schrieb er:

Es sind also nicht die Koinzidenzen als solche, die die „physikalische Welt“ konstituieren, sondern es ist ihre Eingliederung in eine gewisse Ordnung (das System des objektiven Raumes), welche die physikalische Begriffsbildung ermöglicht. Die Adjektiva „physikalisch“ und „psychisch“ stellen nur zwei verschiedene Darstellungsarten, die Erfahrungsdata zu ordnen, dar; es sind verschiedene Arten, die Wirklichkeit zu beschreiben. Diejenige, in der man die im intersubjektiven Raum geordneten Koinzidenzen zählt, ist die der Physik, während diejenige, die mit der Zusammenfassung der intensiven Eigenschaften operiert, eine psychologische Beschreibung ist.<sup>26</sup>

Die Transformation der Kantischen Philosophie hatte so schließlich im Wiener Kreis ihren Abschluss gefunden. An die Stelle des Kantischen Schematismus hatte Schlick zunächst in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* die objektive Methode der raum-zeitlichen Koinzidenzen als ein vermittelndes Erkenntnisverfahren gerückt, das in der experimentellen Psychologie seinen Ursprung hatte, gleichwohl auch in der Physik, insbesondere der Relativitätstheorie Einsteins, eine erfolgreiche Anwendung fand. In Folge der Auseinandersetzung mit der Gestaltpsychologie zu Anfang der 20er Jahre, wie sie insbesondere im Briefwechsel mit Köhler dokumentiert ist, stellte Schlick neben die Koinzidenzmethode weitere praktische Erkenntnisverfahren, um schließlich im Wiener Kreis einen Standpunkt einzunehmen, der die Auswahl einer sinnvollen Beschreibungsweise zur Bezeichnung von Gegenständen und Zusammenhängen über ihre zweckmäßige Verwendung durch praktische Erkenntnisverfahren regelte. Ein starrer Erkenntnismechanismus, wie ihn Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* durch den Schematismus ausgezeichnet hatte, war somit einem variablen Verfahren der methodischen Praxis gewichen, die in Abhängigkeit von der jeweils zu betrachtenden Wissenschaft die Beschreibeweisen und begrifflichen Systeme festsetzte, die für die Auszeichnung von Gegenständen und Zusammenhängen verantwortlich waren.

Schlick kann so zweifellos als einer der stärksten Kritiker der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie angesehen werden. Auch Einstein hatte in diesem Sinne schon zu Anfang der 20er Jahre in einem Schreiben an den Kieler Philosophieprofessor Heinrich Scholz über Schlicks vorrangige Leistung geurteilt:

---

<sup>26</sup> Ibid., S. 281 f.

Was nun Schlicks philosophische Stellung anbetrifft, so wird ihm bei einer spaeteren Generation seine Selbstaendigkeit gegenueber den Dogmen der Kantischen Philosophie vielleicht zur Ehre gerreichen; es waere ganz ungerechtfertigt, ihn deswegen eines seichten Empirismus oder Positivismus zu beschuldigen. Schlick ist einer der wenigen heutigen Philosophen, der den weiten Blick und die Kenntnisse fuer eine philosophische Durchdringung der exacten Naturwissenschaften hat.<sup>27</sup>

Dass Schlick in Auseinandersetzung mit den Wissenschaften dabei auch stets den eigenen Standpunkt geschärft und präzisiert hat, ist ein Ausweis für die Transformationen der wissenschaftlichen Philosophie, die in Schlick einen ihrer wichtigsten Vertreter hatte.

---

<sup>27</sup> Albert Einstein an Heinrich Scholz, 13. März 1921, in: *The Collected Papers of Albert Einstein*, Vol. 12: The Berlin Years: Correspondence, January–December 1921 (Documentary Edition), Edited by Diana Kormos Buchwald, Ze'ev Rosenkranz, Tilman Sauer, József Illy & Virginia Iris Holmes, Princeton University Press 2009, Doc. 96.



Fynn Ole Engler

## Carnap, Reichenbach und Schlick um 1925

### Zur Überwindung der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie<sup>28</sup>

#### 1. Zum Entstehungskontext der Auseinandersetzung zwischen Carnap, Reichenbach und Schlick über die Bedeutung der Metaphysik

Hans Reichenbachs Aufsatz „Metaphysik und Naturwissenschaft“ erschien im zweiten Heft des ersten Bandes des *Symposiums* im Jahre 1925.<sup>29</sup> Mit der Zeitschrift beabsichtigte man, die verschiedenen Strömungen der wissenschaftlichen Philosophie zur Mitte der 20er Jahre in einem gemeinsamen Publikationsorgan zusammenzubringen. Dem Aufsatz zugrunde lag ein Vortrag, den Reichenbach am 5. Juni 1925 auf der Tagung der *Kant-Gesellschaft* in Halle gehalten hatte. Moritz Schlick war von Arthur Liebert, dem Mitherausgeber der *Kant-Studien*, ebenfalls auf die Tagung eingeladen worden. Liebert schrieb am 28. Januar 1925 an Schlick:

Hochgeehrter Herr Kollege!

In der Pfingstwoche, am 5. und 6. Juni dieses Jahres findet in Halle die diesjährige General-Versammlung der Kant-Gesellschaft statt, die diesmal mit einem kleinen Philosophischen Kongress verbunden werden soll, derart, daß die Vorträge um ein einheitliches Thema, nämlich „Die Stellung der Metaphysik in der Gegenwart“, gruppiert werden. Zu den zur Bearbeitung dieses Problemes festgesetzten drei Themen:

1. Metaphysik und Philosophie
2. Metaphysik und Naturwissenschaft
3. Metaphysik und Geisteswissenschaft

haben bereits folgende Herren ihre Beteiligung zugesagt:

Für Thema 1 die Herren Professoren Hartmann-Marburg, Menzer-Halle

---

<sup>28</sup> Einige der im Folgenden herangezogenen Nachlassstücke gehören zur *Hans Reichenbach Collection* der *Archives of Scientific Philosophy* der *University of Pittsburgh* (ASP HR). Quoted by permission of the University of Pittsburgh. All rights reserved. Für die Genehmigung aus Stücken des Moritz Schlick Nachlasses des *Wiener Kreis Archivs* am *Noord-Hollands Archief* in Haarlem/NL (NHA VCA) zu zitieren, möchte ich mich bedanken bei der *Vienna Circle Foundation* (Amsterdam) und George Moritz H. van de Velde-Schlick (Enschede).

<sup>29</sup> Hans Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, in: *Symposium*, Bd. 1, H. 2 (1925), S. 158–176.

„ „ 2 „ „ „ Becher-München, Driesch-Leipzig

„ „ 3 „ „ „ Dr. Leop. Ziegler-Achberg und Prof. Dr. William Stern-Hamburg

Zu jedem Vortrag sollen 1–2 Korreferate von etwa je 15 Minuten Dauer gehalten werden. Wir wenden uns deshalb mit der höflichen und dringlichen Bitte an Sie, und fragen an, ob Sie prinzipiell bereit wären ein solches Korreferat zu übernehmen, wobei wir an das unter 2 genannte Thema gedacht haben. Wir erbitten höflichst Ihre prinzipielle Rückäußerung bis spätestens zum 10. Februar, desgleichen im Falle Ihrer uns sehr erwünschten Zusage das Manuskript Ihrer Thesen bis spätestens zum 10. März. Die Thesen der betreffenden Referate gehen Ihnen abschriftlich sogleich nach Eingang Ihrer Zusage zu.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Arthur Liebert<sup>30</sup>

Schlick hat an der Tagung zwar nicht teilgenommen, hielt allerdings im Juli 1925 in der Rostocker *Kant-Gesellschaft* und dann noch einmal am 4. Dezember 1925 in der *Philosophischen Gesellschaft* in Wien einen Vortrag, der unter dem Titel „Begriff und Möglichkeit der Metaphysik“ stand.<sup>31</sup> Ursprünglich hatte er wohl nicht vorgesehen, diesen Vortrag zu publizieren, entschied sich jedoch anders.<sup>32</sup> Den Anlass dazu dürfte auch Reichenbach geliefert haben, der Schlick seinen Aufsatz „Metaphysik und Naturwissenschaft“ zugesandt hatte. In dem beiliegenden Schreiben vom 24. Januar 1926 hieß es:

Lieber Herr Schlick,

[...] Einliegend zwei neue Sonderdrucke. Zu dem Hallenser Vortrag muß ich bemerken, daß die letzten Seiten recht unvollständig sind; ich habe diese Dinge viel zu kurz gesagt, und vielleicht erweckt die Darstellung einen ganz falschen Eindruck. In dem Handbuchsartikel<sup>33</sup> bin ich darauf ausführlicher eingegangen. Dagegen liegt mir sehr viel an dem

---

<sup>30</sup> Arthur Liebert an Moritz Schlick, 28. Januar 1925 (NHA VCA, Inv.-Nr.107/Lieb-4).

<sup>31</sup> Zu den Details vgl. Moritz Schlick, *Die Wiener Zeit. Aufsätze, Beiträge, Rezensionen 1926–1936*, in: *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 27–31.

<sup>32</sup> Moritz Schlick, „Erleben, Erkennen, Metaphysik“, in: *Kant-Studien*, Bd. 31 (1926), S. 146–158 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008).

<sup>33</sup> Hans Reichenbach, „Ziele und Wege der physikalischen Erkenntnis“, in: *Handbuch der Physik*, Bd. 4 (1929), S. 1–80. Dieser Artikel lag zu dieser Zeit offenbar schon vor.

Aufsatz über die Kausalstruktur.<sup>34</sup> Ich fürchte, er wird bei Ihnen scharfen Widerstand finden – aber ich glaube doch, daß es sich hier um eine ganz tiefe Sache handelt. [...] Mit den besten Grüßen an Sie und Ihre Familie bin ich Ihr Hans Reichenbach<sup>35</sup>

Erst einige Zeit später und nach einem neuerlichen Schreiben Reichenbachs bezog Schlick am 18. März 1926 zu den erhaltenen Sonderdrucken Stellung. Er schrieb:

Lieber Herr Reichenbach,

Ihr freundlicher Brief vom 7. [März] erinnerte mich daran, daß ich Ihnen noch immer nicht für die liebenswürdige Übersendung der Sonderdrucke aus dem Symposium und den Bayerischen Sitzungsberichten gedankt habe. Es sei hiermit von Herzen nachgeholt. Den Symposium-Aufsatz habe ich gleich gelesen von der Arbeit über die Kausalstruktur aber bisher nur das Prinzipielle, da mir zur Vertiefung in die Durchführung noch die Zeit fehlte. [...] Da Sie es schon vermuteten, so werden Sie mir nicht böse sein, wenn ich sage, daß ich in der Tat diesmal garnicht so recht mitgehen kann. Es scheint mir unmöglich zu sein, die Wirklichkeit im eigentlichen Sinne definieren zu wollen, und daraus würde sofort auch die Unmöglichkeit einer rein begrifflichen Bestimmung des Jetzt folgen. In der Tat scheint mir Ihr Versuch, soweit ich seine Grundgedanken bisher beurteilen kann, den Begriff der Gegenwart (und damit den Unterschied von Vergangenheit und Zukunft) nicht abzuleiten, sondern vorauszusetzen. [...]

Mit herzlichen Wünschen und Grüßen Ihr M. Schlick<sup>36</sup>

Schlick spielte hier offensichtlich auf Reichenbachs Bestrebung an, den Existenzbegriff in einem *objektiven* Sinne zu bestimmen und dabei „durch eine Definition an das [*subjektiv*] „Gegebene“ anzuschließen“.<sup>37</sup> Reichenbach hatte in diesem Zusammenhang ausgeführt:

Wir definieren: „die Dinge existieren“ ist logisch gleichbedeutend mit „ich habe Empfindungen, und für diese gilt das Wahrscheinlichkeitsaxiom“.<sup>38</sup>

---

<sup>34</sup> Hans Reichenbach, „Die Kausalstruktur der Welt und der Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft“, in: *Sitzungsberichte, Bayrische Akademie der Wissenschaft*, Sitzung vom 7. November 1925, S. 133–175.

<sup>35</sup> Hans Reichenbach an Moritz Schlick, 24. Januar 1926 (ASP HR–016–18–15).

<sup>36</sup> Moritz Schlick an Hans Reichenbach, 18. März 1926 (ASP HR–016–18–13).

<sup>37</sup> Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, S. 173.

<sup>38</sup> *Ibid.*

In einer Anmerkung zu der eben zitierten Stelle hieß es weiter:

Man beachte: es wird hier nicht etwa aus der Tatsache der Empfindungen mit Wahrscheinlichkeit auf die Existenz von Dingen geschlossen. Sondern der Wahrscheinlichkeitsschluß verläuft ganz innerhalb der Empfindungsseite und geht von erlebten Empfindungen auf noch zu erlebende. Es wird hier dagegen behauptet, dass dieser Prozeß als Ganzes äquivalent ist der metaphysischen Hypothese von der Existenz der Außenwelt.<sup>39</sup>

Reichenbach nahm hiermit an, dass wir von einer bestimmten Anzahl bereits gesicherter Tatsachen („erlebter Empfindungen“) mittels des Wahrscheinlichkeitsschlusses zu Vorhersagen gelangen, die erst noch durch Beobachtungen („noch zu erlebende Empfindungen“) festzustellen sind. Der Wahrscheinlichkeitsschluss selbst konnte so nicht das Tor zur Außenwelt aufstoßen, insofern er im Bereich unserer Wahrnehmungen verblieb. Wie ließen sich aber dennoch *berechtigt* Aussagen über die objektive Wirklichkeit treffen?

In diesem Zusammenhang hatte Reichenbach im Weiteren die Bedeutung der metaphysischen Aussage der Existenz der Außenwelt herausgestellt, die dabei *unserer* Möglichkeit entsprach, die Beobachtung der vorhergesagten Tatsachen *im Nachhinein* zu rechtfertigen. Die zeitliche Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen, die Reichenbach über topologische Netzwerke formal definierte, legte schließlich die Bedeutung fest, die die metaphysische Aussage der Existenz der Außenwelt für uns besitzt. Auf diese Weise wollte Reichenbach zwischen dem subjektiven Bereich der Empfindungen und den objektiven Aussagen über die Wirklichkeit *vermittels einer Definition* eine Brücke schlagen. Dieser Auffassung stand Schlick jedoch von Anfang sehr skeptisch gegenüber. Schlicks bereits im oben zitierten Brief zu Tage tretenden Bedenken versuchte Reichenbach aber im Folgenden auszuräumen:

Lieber Herr Schlick,

[...] Was die Metaphysik und den Existenzbegriff anbetrifft, so glaube ich, daß wir uns im Gespräch bald einigen würden. [...] Über die Frage, ob man Existenz definieren kann, haben wir uns ja in Längenfeld seinerzeit unterhalten.<sup>40</sup> Daß man Existenz der

---

<sup>39</sup> Ibid., Fußnote 1.

<sup>40</sup> Reichenbach bezog sich auf ein Treffen mit Schlick in dessen Tiroler Urlaubsort im August 1924. Bereits in einem Brief vom Herbst 1924 heißt es: „Ich habe in den letzten Wochen die Probleme, über die ich mit Ihnen in L[ängenfeld]. sprach, weitgehend ausgearbeitet, und bin jetzt zu einer Lösung des Problems Vergangenheit-Zu-

Dinge als undefinierbaren Grundbegriff ansetzen muß, glaube ich wohl auch. Aber mir scheint, daß man definieren kann, was Existenz „für ein denkendes Wesen heißt“. Genauer möchte ich das etwa formulieren: man kann definieren, was die logische Summe „ich existiere“ *und* „die Dinge existieren“ heißt. Schreiben wir diese beiden durch *und* verbundenen Sätze etwa a.b, so läßt sich also (a.b) definieren, aber dies läßt sich nicht nach b auflösen, sodaß, wenn wir b allein gebrauchen, es nicht definiert ist. Vielleicht stimmen Sie dieser Darstellung eher zu. Die Sache ist in meinem Aufsatz eben zu kurz behandelt. In dem Handbuchartikel, der nun leider erst im Herbst in Druck kommt,<sup>41</sup> obgleich mein Ms. schon längere Zeit bei Herrn Thirring liegt, habe ich das Existenzproblem mehr in Ihrem Sinne behandelt, sogar die hier benutzte Definition von (a.b) vermieden. Eigentlich kam es mir in dem Symposion-Aufsatz mehr darauf an, zu zeigen, daß auch die Machianer nicht ohne eine ganz ungerechtfertigte Hypothese auskommen, nämlich die Wahrscheinlichkeitshypothese; daß sie also *mehr* behaupten müssen als die Wahrnehmung liefert. Dann können sie aber auch zulassen, daß man mit der Existenz der Dinge mehr behauptet, als das Vorhandensein von Wahrnehmungselementen. Es bleibt eine Frage zweiter Ordnung, ob man mit dem *einen* „mehr“ des Wahrscheinlichkeitsschlusses auskommt, oder noch ein zweites in Form des Existenzbegriffs annehmen muß. [...]<sup>42</sup>

Dass Schlick auf die Ausführungen Reichenbachs bald näher eingehen wollte, hatte er diesem in seinem Schreiben vom 18. März bereits mitgeteilt:

Ich glaube, daß wir uns über Begriff und Möglichkeit der Metaphysik leicht einigen würden. Im Sommer habe ich in der Rostocker Kant-Gesellschaft einen Vortrag über dies Thema gehalten und ihn im Herbst in der hiesigen Philosophischen Gesellschaft wiederholt. Es scheint mir jetzt doch ratsam, ihn zu veröffentlichen, und ich habe schon angefangen, ihn zu diktieren; ich wage zu hoffen, daß Sie dem Grundgedanken doch werden zustimmen können.<sup>43</sup>

---

kunft gekommen, die mir sehr zufriedenstellend erscheint. Dabei gibt es dann nur noch Wahrscheinlichkeit. Aber das glauben Sie bestimmt nicht früher, als bis Sie meine ausführliche Arbeit darüber gelesen haben, die jetzt fast fertig ist.“ (Hans Reichenbach an Moritz Schlick, 15. Oktober 1924, NHA VCA, Inv.-Nr.115/Reich-22)

<sup>41</sup> Gemeint ist Reichenbach, „Ziele und Wege der physikalischen Erkenntnis“. Dieser erschien jedoch erst 1929.

<sup>42</sup> Hans Reichenbach an Moritz Schlick, 20. März 1926 (NHA VCA, Inv.-Nr.115/Reich-27).

<sup>43</sup> Moritz Schlick an Hans Reichenbach, 18. März 1926 (ASP HR-016-18-13).

Gut drei Wochen zuvor war Schlick jedoch schon in einem Brief an Rudolf Carnap, der zum Sommer 1926 auf Drängen Schlicks nach Wien übersiedeln sollte, auf die Frage der Metaphysik zu sprechen gekommen und hatte auch Reichenbachs Schriften erwähnt. Gleich zu Anfang seines Schreibens ließ er Carnap aber wissen, dass er mit dessen gerade abgeschlossenen *Logischen Aufbau der Welt*, vollends zufrieden war. Schlick schrieb:

Lieber Herr Carnap,

[...] Ich bin überzeugt, daß Ihrem Werk<sup>44</sup> in mancher Beziehung eine schlechthin grundlegende Bedeutung zukommt, und gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zu dieser Leistung. Dieses Urteil würde ich auch dann fällen, wenn ich sachlich nicht so weitgehend mit Ihnen übereinstimmte. In Wirklichkeit ist diese Übereinstimmung aber sehr groß, noch viel größer, als man aus der 2. Aufl. meiner Erkenntnislehre würde schließen können, denn das Buch hätte nur durch eine radikale Umarbeitung, die aus mehreren Gründen nicht tunlich schien, auf den jetzigen Stand meiner Ansichten gebracht werden können. [...] Einige Gedankenübereinstimmungen im einzelnen waren mir besonders erfreulich, so das über die Metaphysik Gesagte. Ich habe im Juli in der Rostocker Kantgesellschaft einen Vortrag über Begriff und Möglichkeit der Metaphysik gehalten und ihn dann hier in der Philosophischen Gesellschaft wiederholt. Ich werde ihn publizieren, sobald ich Zeit habe, eine Nachschrift für den Druck in Ordnung zu bringen. Sie werden dann sehen, wie vollständig unser Einverständnis ist. [...]

Die letzten Arbeiten von Reichenbach (im Symposium und den bayerischen Akademieabhandlungen) haben Sie vermutlich gelesen. Ich kann mich mit Ihnen nicht einverstanden erklären. [...]

Mit den allerbesten Grüßen und Wünschen ihr M. Schlick<sup>45</sup>

In seinem Antwortschreiben an Schlick schwieg Carnap allerdings zu den Arbeiten Reichenbachs, stellte aber mit Freude eine weitestgehende Übereinstimmung mit Schlick fest:

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich freue mich über Ihre Beurteilung meiner Arbeit und besonders auch über die von Ihnen betonte Übereinstimmung in manchen Punkten. Ich habe soeben auch die 2. Aufl. Ihrer Erkenntnislehre studiert und freue mich, dass Sie die Übereinstimmung

---

<sup>44</sup> Rudolf Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin–Schlachtensee: Weltkreis-Verlag 1928.

<sup>45</sup> Moritz Schlick an Rudolf Carnap, 7. März 1926.

zwischen den Richtungen unseres Denkens für noch grösser halten, als ich sie schon beim Lesen Ihres Buches fand. [...]

Ihr Rudolf Carnap<sup>46</sup>

Worin lag aber nun genauer besehen die Übereinstimmung zwischen den philosophischen Positionen Schlicks und Carnaps, insbesondere in Bezug auf die Metaphysik? Und wie standen sie dabei zur Auffassung Reichenbachs? Kurz gesagt, nahm Reichenbach an, dass sich die Bedeutung metaphysischer Aussagen im Rahmen der Wissenschaft in einem objektiven Sinne definieren ließe, während Schlick und Carnap im Gegensatz dazu den Standpunkt vertraten, dass die Metaphysik keinesfalls in einer wissenschaftlichen Sprache sinnvoll mitgeteilt bzw. darin formuliert werden konnte. Was aus ihrer Perspektive dafür sprach, eine metaphysische Erweiterung der Wissenschaft, wie sie von Reichenbach beabsichtigt war, abzulehnen, soll weiter unten gezeigt werden. Zunächst werde ich näher erläutern, wie sich Reichenbach eine Verteidigung der Metaphysik vorgestellt hat.

## 2. Reichenbachs metaphysischer Realismus

Reichenbach begann seine Ausführungen in „Metaphysik und Naturwissenschaft“ mit einer deutlichen Abkehr von der Philosophie Kants. Er wies den Anspruch zurück, dass sich durch die Brille eines in Scherben liegenden historischen Systems – und als ein solches betrachtete er zweifellos die Kantische Philosophie – die großen wissenschaftlichen, aber auch die weitergehenden kulturellen Herausforderungen der Gegenwart in Angriff nehmen ließen. Die Bedeutung der Metaphysik für die Wissenschaft konnte so nicht mehr im Rahmen der Philosophie Kants beschrieben werden. Reichenbach führte aus:

Wir stehen heute vor dem Trümmerhaufen historischer Systeme, und wenn wir versuchen, aus ihm wenigstens einzelne noch heil aussehende Stücke herauszuziehen, bemerken wir bald, daß die Einzelheiten durchweg noch viel weniger brauchbar sind als das Ganze. Solch eine großzügige Konstruktion wie das System eines Spinoza oder Kant oder Hegel hatte doch in ihrem Gesamtcharakter noch eine Überzeugungskraft, atmete doch produktiven Geist, konnte Schüler werben und neues Schaffen auslösen. Betrachtet man aber ihre Einzelheiten unter der Lupe exakter Kritik, so zerrinnt das schöne Bild in nichts, man hat nur noch einige Scherben in der Hand, die für sich nichts

---

<sup>46</sup> Rudolf Carnap an Moritz Schlick, 13. März 1926.

wert sind, die nur als Glieder des Ganzen einen Sinn hatten. [...] Es folgt [...], daß wir mit aller Rücksichtslosigkeit des jüngeren Geschlechts diesen Trümmerhaufen zu vergessen haben. Nichts ist gefährlicher für die Gegenwart als das Übergreifen einer in sich abgeschlossenen Vergangenheit, so groß diese auch gewesen sein möge; nichts kann die historische Aufgabe der Gegenwart so sehr verfälschen wie ein rückwärts gewandter Blick, der historische Kontinuität *konstruieren* möchte, anstatt sie aus dem Erlebnis der Gegenwart heraus instinktiv zu *produzieren*. Es bleibt uns nichts, als aus eigener Kraft an die Arbeiten heranzugehen, die mit der neuen Gegenwart ein neues Gesicht gewonnen haben.<sup>47</sup>

Um seine Kritik an den alten Systemen der Philosophie zu untermauern, griff Reichenbach zu einem historischen Vergleich. Er stellte die Gemeinsamkeit zwischen der gegenwärtigen Situation in der Philosophie und der der Naturwissenschaften zu Zeiten Galileo Galileis heraus:

Der gegenwärtige Zustand der Philosophie ist etwa dem der Naturwissenschaft zu Galileis Zeiten vergleichbar; wir werden nur dann aus ihm herauskommen, wenn wir den Plan einer allumfassenden Philosophie einstweilen zurückstellen, und mit der Strenge, die wir in der Naturwissenschaft gelernt haben, an die Lösung der Einzelfragen herangehen.<sup>48</sup>

Ein Verweis auf Galilei findet sich noch an anderer Stelle. In die „Probleme der modernen Physik“ konstatierte Reichenbach mit Blick auf die Interpretation der Relativitätstheorie, dass

an Stelle eigener erkenntnistheoretischer Forschung [...] die Interpretation historischer erkenntnistheoretischer Systeme, vor allem des Kantschen, getreten [ist], und so wird denn die Relativitätstheorie immer nur danach gewertet, wie weit sie sich in gegebene Systeme einordnen läßt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Schulphilosophie zur Einsteinschen Physik keine andere Einstellung gefunden hat als die Philosophen von Padua zur Physik Galileis, wenn sie – nach Galileis Worten – „die Wahrheit durch Vergleichung der Texte zu erforschen“ glaubten und es ablehnten,

---

<sup>47</sup> Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, S. 158 f.

<sup>48</sup> Ibid., S. 160.



durch sein neu erfundenes Fernrohr zu blicken, weil „dies ihren Kopf nur verwirren könnte“.<sup>49</sup>

Das philosophische Problem, das Reichenbach unter Heranziehung der Wissenschaften nun selbst angehen wollte, war das Realitätsproblem – die Frage: „Wie komme ich zur Behauptung existierender Dinge?“<sup>50</sup> Dabei ging es ihm jedoch nicht um den Beweis oder die Widerlegung der dinglichen Existenz, sondern vielmehr um die Frage nach der Bedeutung der Existenzaussage, die er schließlich mit einer Definition aufzuklären gedachte. In „Metaphysik und Naturwissenschaft“ hieß es:

Es handelt sich eben hier gar nicht um die Frage, *ob die Dinge der Außenwelt wirklich existieren*, sondern um die Frage, *was wir mit dieser Existenzbehauptung eigentlich meinen*.<sup>51</sup>

Der eigentliche Kern des Problems lag für ihn dabei in dem „eigentümlichen Verhältnis, in dem Begriff und Wirklichkeit zueinander stehen“.<sup>52</sup> Und genauer besehen bedeutete dies: „Es gibt keine Aussage über die Wirklichkeit, die nicht in Begriffen formuliert wäre, die nicht ebenso Gesetze des Denkens in sich trüge wie Gesetze der Wirklichkeit.“<sup>53</sup> Dass Reichenbach hiermit ein Problem Kants erneut aufgeworfen hatte, sollte uns jedoch im Folgenden nicht darüber hinwegtäuschen, dass er letztlich eine Lösung für dieses Problem vorgeschlagen hat, die zur Gänze auf die Konzeptionen der Kantischen Philosophie verzichtete.

So stellte Reichenbach zunächst mit Blick auf die Wissenschaften und ihre historische Entwicklung eine stetige Veränderung unserer begrifflichen Systeme fest, die gleichwohl in der Vergangenheit zu erfolgreichen Theorienwechseln geführt und dabei auch eine kontinuierliche Annäherung an die Wahrheit nach sich gezogen hatte. Er schrieb:

Es zeigt sich immer wieder, daß ein Begriffssystem durch ein anderes ersetzt wird, welches dem ersten *nicht* äquivalent ist; es werden Begriffssysteme *geändert*, und diese Änderung wird mit dem Anspruch durchgeführt, daß ein neues System die Wirklichkeit

---

<sup>49</sup> Hans Reichenbach, „Die Probleme der modernen Physik“, in: *Die Neue Rundschau*, 37. Jg. (1926), S. 419.

<sup>50</sup> Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, S. 161.

<sup>51</sup> Reichenbach, „Ziele und Wege der physikalischen Erkenntnis“, S. 18.

<sup>52</sup> Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, S. 161.

<sup>53</sup> *Ibid.*

besser, wahrer beschreibt als das alte. Die ganze Geschichte der Naturwissenschaft ist ja ein Beweis für diese Behauptung. Sie lehrt eine großartige Entwicklungsfähigkeit menschlichen Denkens, sie beweist, daß niemals Grenzen für das Denken bestanden und daß man stets, wenn es erforderlich war, das kompliziertere Begriffssystem gefunden hat, das die Welt besser erfaßt.<sup>54</sup>

Haben wir somit stetig die Grenzen unserer alter Denksysteme überschritten, so stellte sich für Reichenbach in der Folge die Frage, ob wir dennoch berechtigt dazu sind, anzunehmen, dass wir mit unseren wissenschaftliche Theorien dabei auch stets mehr über die Dinge erkennen konnten und damit auch näher an die Wahrheit herangerückt sind. Reichenbach fragte:

Welches ist das Kriterium, das für diesen Übergang zweiter Art benutzt wird? Warum ist das eine Begriffssystem „wahrer“ als das andere?<sup>55</sup>

Seine Antwort lautete:

Immer ist die Entscheidung von dieser Art; es werden Experimente angestellt, und die Tatsachen entscheiden. Wir haben alle das Gefühl, daß dieser Weg richtig ist – aber wie können wir ihn metaphysisch rechtfertigen? Denn um eine metaphysische Frage handelt es sich hier; es wird damit etwas über die Wirklichkeit behauptet, es wird die Tatsache als Kriterium des Objektiven, im Gegensatz zum Begriffssystem des Erkennenden, anerkannt.<sup>56</sup>

Daher war es für Reichenbach im Weiteren von zentraler Bedeutung, die Tatbestände auszuzeichnen, die uns schließlich davon überzeugen sollten, dass wir vermittels unserer wissenschaftlichen Theorien etwas Objektives von der Wirklichkeit erkannt haben. Dabei ging es ihm im Kern um die Entdeckung von neuen Tatsachen, die sich im Lichte verschiedener Theorien erklären ließen. Wir wählen schließlich diejenige Theorie als die

---

<sup>54</sup> Ibid., S. 165.

<sup>55</sup> Ibid. Den hier angeführten „Übergang zweiter Art“ hatte Reichenbach als einen objektiven historisch-dynamischen Entwicklungsprozess von einer wissenschaftlichen Theorie zur nächsten gekennzeichnet und diesen dabei von dem Übergang erster Art abgegrenzt, der das denkökonomischen Kriterien der Einfachheit bei der eher subjektiven Auswahl zwischen Theorien berücksichtigt (vgl. *ibid.*, S. 164 f.).

<sup>56</sup> Ibid., S. 165 f.

wahrscheinlichste unter ihnen aus, so Reichenbach, die sowohl die bereits bewährten als auch die neu hinzukommenden Tatsachen eines bestimmten Tatbestands am einfachsten erklärt:

Er [der Naturwissenschaftler] wählt unter den verschiedenen Erklärungsweisen eines Tatbestandes diejenige aus, die als die wahrscheinlichste erscheint. Auch hier ist von Einfachheit die Rede; aber mit dem höheren Einfachheitsgrad ist jetzt ein höherer Wahrscheinlichkeitsanspruch verbunden, die einfachste Theorie gilt als die wahrscheinlichste.<sup>57</sup>

Zweifellos griff Reichenbach hier auf das Keine-Wunder-Argument zurück, das er wohl zuvorderst bei Henri Poincaré gefunden hatte. Reichenbach schrieb ganz im Sinne Poincarés:

Wir dürfen hier an das graphische Verfahren denken: es sind eine Reihe von Messungspunkten eingezeichnet, und der Physiker legt eine möglichst stetige Kurve, die „einfachste Kurve“, durch sie hindurch. Diese Kurve nennt es das von der Erfahrung bestätigte Gesetz der Erscheinungen. Warum wählt er gerade diese Kurve? Warum nicht eine, die zwischen den beobachteten Punkten immer wieder starke Schwankungen macht? Es ist nur der Gesichtspunkt größerer Wahrscheinlichkeit, der diese Auswahl rechtfertigt. Es ist die Annahme, daß die beobachteten Messungspunkte keine unwahrscheinliche Auswahl darstellen; wäre die Kurve in Wahrheit komplizierter, so wäre es ein „Zufall“, daß man gerade eine in sich einfachere Folge von Punkten erhalten hat.<sup>58</sup>

Bei Poincaré lautete es in *Wissenschaft und Hypothese*:

Wir haben ein einfaches Gesetz in einer ziemlich großen Anzahl von besonderen Fällen verifiziert; wir können unmöglich zulassen, daß diese so oft wiederholte Bestätigung ein bloßer Glücksfall sei, und wir schließen daraus, daß das Gesetz im allgemeinen Falle wahr sein muss. Kepler bemerkt, daß die von Tycho beobachteten Orte eines Planeten sich alle auf einer und derselben Ellipse befinden. Er kommt nicht einen Augenblick auf die Idee, daß Tycho infolge eines seltsamen Zufalls den Himmel immer nur in dem Moment betrachtet hätte, in welchem die wirkliche Bahn des Planeten im Begriffe war, diese Ellipse zu schneiden. [...] Wir können also immer dieselbe Überlegung machen,

---

<sup>57</sup> Ibid., S. 167.

<sup>58</sup> Ibid., S. 168.

und wenn ein einfaches Gesetz in verschiedenen besonderen Fällen beobachtet ist, so können wir mit Recht voraussetzen, daß es auch in den analogen Fällen noch wahr sein wird. Wenn wir diese Schlußfolgerung ablehnen, so hieße das dem Zufalle eine unstatthafte Rolle zuerteilen.<sup>59</sup>

Vergleichen wir die beiden Passagen miteinander, so wird deutlich, dass es sich hier weder bei Reichenbach noch bei Poincaré um einen logisch oder empirisch begründbaren Schluss handelte und auch nicht um ein synthetisches Urteil a priori, wie Reichenbach wenig später in aller Deutlichkeit formulierte.<sup>60</sup> Stattdessen ging es beiden um ein Argument für die Annahme eines metaphysischen Realismus. „[E]r ist nicht begründbar aus der erkennenden Vernunft“, wie es bei Reichenbach weiter hieß, „sondern behauptet etwas über die Dinge an sich“.<sup>61</sup>

Wie ließ sich aber nun dieser Schluss genauer besehen analysieren und wie seine Bedeutung festmachen? Der Ausgangspunkt lag in der Aufeinanderfolge von beobachtbaren Tatsachen. Das Eintreten neuer Tatsachen führte *im Nachhinein*, d.h. „nach vollzogener Beobachtung“<sup>62</sup> dazu, dass diejenige Theorie für die wahrscheinlichste oder die vom höchsten Wahrheitsgrad angenommen wurde, deren Erklärung des *gesamten* Tatbestand am einfachsten war. Zudem verlangte dieser Schluss, dass die Erklärung der entsprechenden Theorie so gebildet war, dass sie die Tatsachen der Messinstrumente nicht in Frage stellte:

So sind die Angaben der Messinstrumente des Physikers „Tatsachen höherer Ordnung“; nicht sie werden umgedeutet, sondern die neuen Tatsachen so gebildet, dass sie diese Tatsachen nicht erschüttern.<sup>63</sup>

Ganz im Sinne Poincarés zeichnete Reichenbach so bestimmte Fakten als unproblematisch aus. Auf ihrer Grundlage wurden dann neue Tatsachen entdeckt, deren Eintreten sich damit erklären ließ, dass die sie verursachenden Dinge und Ereignisse tatsächlich in der Wirklichkeit existierten. Doch wie gelangte man von den sicheren Tatsachen zu den neuen? Und was

---

<sup>59</sup> Henri Poincaré, *Wissenschaft und Hypothese*, Zweite verbesserte Auflage, Leipzig: Teubner 1906, S. 150.

<sup>60</sup> Er führte aus: „In der Tat – wenn es synthetische Urteile a priori gibt, so ist das Wahrscheinlichkeitsprinzip ein solches. Es gibt gar keinen Grundsatz, den man mit größerem Recht ein synthetisches Urteil a priori nennen könnte als diesen – aber auch er ist keines.“ (Hans Reichenbach, „Metaphysik und Naturwissenschaft“, S. 169.)

<sup>61</sup> *Ibid.*, S. 170.

<sup>62</sup> *Ibid.*, S. 168.

<sup>63</sup> *Ibid.*, S. 167.

hieß es genau, dass die Beobachtung neuer Tatsachen durch die metaphysische Annahme der Existenz der Außenwelt gerechtfertigt wurde. Um die Bedeutung der metaphysischen Auenwelthypothese in diesem Sinne aufzuklären, hat Reichenbach im Folgenden auf die zeitliche Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen verwiesen.

### **3. Die Bedeutung der zeitlichen Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen für die metaphysische Annahme der Existenz der Außenwelt**

Auf das Problem, wie sich die Bedeutung der metaphysischen Annahme der Existenz der Außenwelt durch eine Definition festmachen ließ, ist Reichenbach in seinen Aufsätzen „Ziele und Wege der physikalischen Erkenntnis“<sup>64</sup> und „Die Kausalstruktur der Welt und der Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft“<sup>65</sup> eingegangen. Die Fragestellung, die ihn dabei beschäftigte und die er schließlich mit einer Definition beantworten sollte, war die: Wie lassen sich auf der Grundlage von subjektiven Wahrnehmungserlebnissen objektive Aussagen über die Dinge der Welt berechtigterweise tätigen?

Wie zuvor schon angeführt, lag die Bedeutung der metaphysischen Aussage der Existenz der Außenwelt für Reichenbach darin, dass sie *unsere* Möglichkeit darstellt, das Eintreten neuer Tatsachen *im Nachhinein* zu rechtfertigen. Die zeitliche Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen gestattete es dabei, so Reichenbach, die Bedeutung festzusetzen, die die metaphysische Aussage der Existenz der Außenwelt für uns besitzt. Damit definierte er aber auch, wie wir vom subjektiven Bereich unserer Wahrnehmungserlebnisse zu den objektiven Aussagen über die Wirklichkeit gelangen können.

So ließ sich beispielsweise der Existenzaussage „durch den Leiter fließt ein elektrischer Strom“ ein Wahrscheinlichkeitsschluss der Form, *wenn* am Amperemeter ein Zeigerausschlag erfolgt, *dann* ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch die Temperatur des Leiters ansteigt, eindeutig zuordnen. Dass eine solche Zuordnung und damit der Übergang von den Beobachtungen des Zeigerausschlags und dem Anstieg der Temperatur zu einer objektiven Aussage über die Existenz des elektrischen Stroms erfolgen konnten, hing für Reichenbach mit der zeitlichen Struktur des Wahrscheinlichkeitsschlusses zusammen. Diese entsprach einem Schluss in die Vergangenheit, der sich topologisch durch die einfache Form einer „Sattelfabel“ darstellen ließ und dabei durch bestimmte formale Relationen definiert war. Die Gabel bestand aus drei in kausaler Verknüpfung stehenden raum-zeitlichen Ereignissen,

---

<sup>64</sup> Reichenbach, „Ziele und Wege der physikalischen Erkenntnis“, insbes. S. 16 –24.

<sup>65</sup> Reichenbach, „Die Kausalstruktur der Welt“, insbes. Abschn. II.

wobei eines dieser Ereignisse in der Vergangenheit lag. (Im Gegensatz dazu stand die „Spitzgabel“, die wiederum aus drei kausal verknüpften raum-zeitlichen Ereignissen bestand, für eine topologische Netzstruktur, die einem Schluss in die Zukunft entsprach.)<sup>66</sup> Im angeführten Beispiel führt schon das Eintreten *eines* der beiden zeitgleich wahrnehmbaren Ereignissen („Zeigerausschlag am Amperemeter“ oder „Temperaturanstieg des Leiters“) zur Annahme der Existenz des Stroms im Leiter als das in der Vergangenheit dafür ursächlich zugrunde liegende und objektiv bestimmte Ereignis. Da diese „objektive Bestimmtheit“ nicht für den Schluss in die Zukunft galt, konstatierte Reichenbach:

Wir werden die Vergangenheit objektiv bestimmt nennen, *weil sie aus einer Teilwirkung schon erschlossen werden kann*. Denn ein Schluß vom Teil zum Ganzen setzt voraus, daß das Ganze bereits unabhängig feststeht. Wir verfolgen ja mit dem Begriff „objektiv bestimmt“ den Gedanken, daß wir den Zustand nicht mehr *ändern* können; eben dies bringt die Eigenart des Vergangenheitsschlusses zum Ausdruck, der ein *Bezeugen*, nicht ein *Bewirken* charakterisiert. Ein *Bezeugen* können schon Teilwirkungen leisten; niemals aber können Teilursachen das Geschehen hervorbringen. Darum kann eine Aussage über die Zukunft erst gewonnen werden, wenn es feststeht, daß alle Teilursachen da sind; aber für den Vergangenheitsschluß sind nicht alle Teilwirkungen notwendig.<sup>67</sup>

Der Vergangenheitsschluss betraf aber auch die Vorhersage neuer Tatsachen (Teilwirkungen),<sup>68</sup> deren Eintreten im Nachhinein damit erklärt werden konnte, dass ein objektiv bestimmtes Ereignis in der Vergangenheit dafür ursächlich war. Die zeitliche Struktur der Wahrscheinlichkeitsimplikation als Schluss in die Vergangenheit definierte so die Bedeutung der metaphysischen Aussage der Existenz der Außenwelt, die für uns dabei auch den Übergang von den subjektiven Wahrnehmungserlebnissen zu objektiv bestimmten Aussagen über die Wirklichkeit vermittelte.

#### **4. Die Sinnlosigkeit der Metaphysik für die Praxis des Erkennens**

Dass Reichenbach die Bedeutung einer metaphysischen Aussage schließlich *definierte* und auf formale Relationen eines Wahrscheinlichkeitskalküls zurückgriff, stieß bei Schlick von Anfang an auf Unverständnis. So schloss er mit seinen Ausführungen in „Erleben, Erkennen,

---

<sup>66</sup> Ibid., S. 149–151.

<sup>67</sup> Ibid., S. 155 f.

<sup>68</sup> Ibid., S. 152 f.

Metaphysik“, mit denen er auch auf Reichenbach reagierte, unmittelbar an eine Unterscheidung an, die er schon in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* als grundlegend angenommen hatte – den Unterschied zwischen „Kennen“ und „Erkennen“. <sup>69</sup>

Bekannt werden wir demnach mit den Qualitäten des subjektiven Erlebens; Erkennen aber können wir nur etwas das sich ausgehend von der Erfahrung vermittelt durch die wissenschaftlichen Methoden durch quantitative Gesetze formulieren ließ. Wirft man metaphysische Fragen auf und intendiert mit ihnen einen *Erkenntnisanspruch*, so handelte es sich für Schlick schlicht und einfach um eine Verwechslung von Kennen und Erkennen:

Diese Fragen kommen aber dadurch zustande, daß das, was nur Inhalt eines Kennens sein kann, fälschlich für den möglichen Inhalt einer Erkenntnis gehalten wird, das heißt, dadurch, daß versucht wird, das prinzipiell nicht Mitteilbare mitzuteilen, das nicht Ausdrückbare auszudrücken. <sup>70</sup>

Was demnach die metaphysische Aussage der Existenz der Außenwelt objektiv bedeuten solle, ließ sich somit nicht zum Ausdruck bringen, wie Schlick im Folgenden klarstellte:

Was Existenz, was Wirklichkeit eigentlich sei, läßt sich nicht begrifflich formulieren, nicht durch Worte ausdrücken. Natürlich lassen sich Kriterien angeben, durch die man in Wissenschaft und Leben das „wirklich Existierende“ vom bloßen „Schein“ unterscheidet – aber in der Frage nach der Realität der Außenwelt ist bekanntlich mehr gemeint. Was jedoch dieses Mehr eigentlich sei, was man meint, wenn man der Außenwelt Existenz zuschreibt, ist auf jeden Fall gänzlich unaussprechbar. Wir haben nichts dagegen, daß man einer solchen Frage einen Sinn beimesse, mit allem Nachdruck müssen wir aber behaupten, daß dieser Sinn nicht angegeben werden kann. <sup>71</sup>

Und der Vorwurf, den Schlick vor diesem Hintergrund gegen Reichenbachs „induktive Metaphysik“ gerichtet hat, lautete:

Auch sie verstehen unter Metaphysik einfach die Erkenntnis der transzendenten Welt, sie glauben ferner, daß sie prinzipiell mit Hilfe derselben Methoden möglich sei wie die

---

<sup>69</sup> Schlick, *Erkenntnislehre*, 1918, § 11.

<sup>70</sup> Schlick, „Erleben, Erkennen, Metaphysik“, S. 147.

<sup>71</sup> *Ibid.*

Wissenschaft von der empirischen Welt – dennoch aber sind sie der Meinung, die Metaphysik ließe sich als eine eigentümliche Wissenschaft von den übrigen abgrenzen. Diese Meinung können sie nur dadurch halten, daß sie die Scheidungslinie zwischen der transzendenten Welt und der diesseitigen anders ziehen, als wir es im Vorstehenden getan haben. Während wir nämlich diesseits der Grenze nur das unmittelbar Erlebte, schlechthin Gegebene, Bekannte ansetzen und alles andere zum Transzendenten rechneten, nehmen die Vertreter der induktiven Metaphysik eine alte Ansicht unkritisch auf, die all jene Gegenstände, über welche Einzelwissenschaft und Alltag gültige Aussagen machen, durchaus nicht dem Transzendenten beizählt, sondern zusammen mit dem Gegebenen einer erweiterten „empirischen Welt“ zurechnet. Und das Reich des Transzendenten lässt sie erst später beginnen.<sup>72</sup>

Dass eine solche Definition der Metaphysik als Wissenschaft vom Transzendenten aber eine ganz unzweckmäßige Festlegung darstellte, zeigte sich für Schlick vor allem darin, insofern man für den Übergang von den subjektiven Wahrnehmungserlebnissen zur transzendenten Wirklichkeit im metaphysischen Sinne keine brauchbare Methode angeben konnte, die zwischen beiden vermittelte. Er schrieb:

Jede induktive Erkenntniserweiterung, die von den Wissenschaften ausgeht, bleibt auch notwendig *innerhalb* der Wissenschaften, führt niemals zu etwas gänzlichem Neuen und Andersartigen, also niemals zu einer Metaphysik.<sup>73</sup>

Reichenbachs Grenzziehung, die er durch seine Definition erreicht hatte, indem er die Bedeutung der metaphysischen Außenwelthypothese über die zeitlichen Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen festlegte, hatte aber gerade in Aussicht gestellt, über den Bereich der Wissenschaft hinaus zu metaphysischer Erkenntnis zu gelangen, womit er gleichfalls der alten Auffassung Kants widersprach. So konnte Schlick ausführen:

Während aber die ältere Ansicht jene Sperrmauer für schlechthin unübersteigbar hielt, wollen die Verkünder der induktiven Metaphysik sie zwar bestehen lassen, aber doch den Weg und Blick auf die andere Seite öffnen. Die Methode der Induktion, welche ja überhaupt den Übergang vom Gewußten auf das nicht Gewußte ermögliche, trage uns

---

<sup>72</sup> Ibid., S. 153.

<sup>73</sup> Ibid., S. 154.



auch über jene chinesische Mauer hinüber, sie gestatte uns, aus dem Erfahrbaren auf das prinzipiell nicht Erfahrbare zu schließen.<sup>74</sup>

Im Gegensatz dazu bestand das Andersartige der Metaphysik für Schlick nicht in einer neuen Art des Erkennens, sondern für ihn will der Metaphysiker „die Dinge gar nicht erkennen, sondern er will sie erleben“.<sup>75</sup> Die Bedeutung der Metaphysik lag so in der Kunst und in der Dichtung. Hier konnte sie zweifelsohne zur Bereicherung des Lebens dienen, aber für die Erkenntnis war sie nicht verwendbar.

Daher musste auch Reichenbachs Versuch schließlich scheitern, die metaphysische Aussage über die Existenz der Außenwelt begrifflich zu fassen, konnte doch letztlich seine Definition kein zweckmäßiges praktisches Erkenntnisverfahren im Sinne einer objektiven Methode angeben, die über den Bereich der Wissenschaft hinausreichte. In diesem Sinne stellte Schlick abschließend fest:

Durch die Methoden der Einzelwissenschaften wird prinzipiell alle Erkenntnis vom Seienden gewonnen; jede andere „Ontologie“ ist leeres Geschwätz.<sup>76</sup>

Ließ sich über die Metaphysik in diesem Sinne aber keine bedeutungsvolle Aussage treffen, so „bliebe dem Metaphysiker“ mit Wittgenstein „nichts als – Schweigen“.<sup>77</sup>

### 5. Carnaps antimetaphysisches Programm des *Aufbaus*

Wie Schlick und Reichenbach hat sich auch Carnap mit dem metaphysischen Problem der Existenz der Außenwelt beschäftigt. So diskutierte er Wirklichkeitsprobleme im *Logischen Aufbau der Welt* in den abschließenden Teilen D und E (§§ 175–183). Gleich zu Anfang des § 175 schrieb er:

Von dem bisher behandelten Wirklichkeitsproblem ist ein andersartiges zu unterscheiden, das jetzt behandelt werden soll. Wir haben festgestellt, welche konstitutionalen (empirisch festzustellenden) Bedingungen erfüllt sein müssen, damit ein Gegenstand zu dem Gebiet derjenigen gehört, die im üblichen Sprachgebrauch der Real-

---

<sup>74</sup> Ibid., S. 153.

<sup>75</sup> Ibid., S. 156.

<sup>76</sup> Ibid.

<sup>77</sup> Ibid., S. 157

wissenschaften als wirklich bezeichnet werden. Über dieses „konstitutionale“ oder „empirische“ Wirklichkeitsproblem hinaus geht nun noch die Frage, ob diesen empirisch-wirklichen Gegenständen eine „Wirklichkeit“ *besonderer Bedeutung zuzuerkennen* ist oder nicht. Für diese besondere Bedeutung gibt es verschiedene Formulierungen; gewöhnlich wird sie charakterisiert als *Unabhängigkeit vom erkennenden Bewusstsein*.<sup>78</sup>

Zu diesem metaphysischen Realismus führte Carnap daraufhin aus:

*Der Begriff der Wirklichkeit (im Sinne der Unabhängigkeit vom erkennenden Bewusstsein) gehört nicht in die (rationale) Wissenschaft, sondern in die Metaphysik.*<sup>79</sup>

Dieser Begriff einer metaphysischen Wirklichkeit war für Carnap jedoch im Rahmen der Konstitutionstheorie des *Aufbaus* nicht aufzuklären.<sup>80</sup> Im Sinne Schlicks nahm er an, dass ein objektives praktisches Erkenntnisverfahren hierbei gar nicht angegeben werden konnte, das in den Wissenschaften über die Bedeutung von Aussagen entschied. Carnap führte so aus:

Es wird zuweilen gesagt, daß dem praktischen Verfahren der Realwissenschaften, insbesondere der Physik, ein (meist unausgesprochener) Realismus zugrunde liege. Hier muß aber deutlich unterschieden werden zwischen der Verwendung einer gewissen Sprache und der Behauptung einer These. *Die realistische Einstellung des Physikers* äußert sich zunächst in der Verwendung der realistischen Sprache; diese ist zweckmäßig und berechtigt. Ein darüber hinausgehender Realismus als explizite These ist dagegen unzulässig; er muß zu einem „Objektivismus“ (wenn man so sagen will) *korrigiert werden*: die gesetzmäßigen Zusammenhänge (die in den Naturgesetzen als Implikationen formuliert werden) sind objektiv, dem Willen des Einzelnen enthoben; dagegen würde die Zuschreibung der Eigenschaft „real“ an irgendeine Substanz (sei es nun Materie, Energie, elektromagnetisches Feld oder was immer) aus keiner Erfahrung herzuleiten, also metaphysisch sein.<sup>81</sup>

---

<sup>78</sup> Carnap, *Logischer Aufbau der Welt*, § 175, S. 245.

<sup>79</sup> *Ibid.*, § 176, S. 246.

<sup>80</sup> Dazu schrieb er: „*Der (zweite) Begriff der Wirklichkeit läßt sich nicht in einem erkenntnismäßigen Konstitutionssystem konstituieren; dadurch charakterisiert er sich als ein nicht-rationaler, metaphysischer Begriff.*“ (*Ibid.*, § 176, S. 247)

<sup>81</sup> *Ibid.*, § 178, S. 250.

Carnap charakterisierte die Metaphysik somit als etwas, das außerhalb *jedes* Konstitutionssystems lag. Die Konstitutionstheorie selbst war dabei von Carnap explizit und ausschließlich gekennzeichnet worden durch zwei Aspekte: einerseits einen konventionellen und andererseits einen empirischen. Er schrieb:

(Nach Auffassung der Konstitutionstheorie gibt es in der Erkenntnis keine anderen Komponenten als diese beiden: die konventionelle und die empirische; also keine apriori-synthetische.) Wie schon gesagt, sind im wirklichen Wissenschaftsprozess die beiden Aufgaben fast stets miteinander verbunden.<sup>82</sup>

Alles, was innerhalb eines Konstitutionssystems lag, war damit erkennbar, was sich außerhalb dessen befand, gehörte zur Metaphysik. Aber welchen Status hatte die Metaphysik im Gegensatz zum Bereich des wissenschaftlichen Erkennens. Dazu vermerkte Carnap:

So muß also das ganze Gebiet der rationalen Wissenschaft, der formalen so gut wie der empirischen, als „Erkenntnis“ bezeichnet werden. Wie steht es nun mit der „irrationalen Erkenntnis“, z.B. dem Inhalt einer mystischen, unaussprechbaren Gottesschau? Sie tritt zu keiner Erkenntnis innerhalb der bisherigen Umgrenzung in eine Beziehung, kann von keiner bestätigt, von keiner bestritten werden; es führt kein Weg vom Kontinent der rationalen Erkenntnis zur Insel der Intuition, während wir doch einen Weg vom Land der empirischen Erkenntnis zum Land der formalen Erkenntnis fanden, die dadurch ihre Zugehörigkeit zu demselben Kontinent erwiesen.<sup>83</sup>

Carnap spielte hiermit auf seine im *Aufbau* vertretene Position an, dass sich ein Übergang von einer subjektiven Basis der Wahrnehmungserlebnisse zu objektiven Aussagen in den Wissenschaften sehr wohl bewerkstelligen ließe, insofern sich auch die empirische Basis mittels formaler Strukturaussagen auszeichnen ließ und ausgehend von diesen alle weiteren Erkenntnisstufen durchlaufen bzw. konstituiert werden konnten.

Was in diesem Rahmen jedoch nicht gelingen konnte, war ein von Reichenbach angenommener und von Schlick abgelehnter Übergang vom Reich der Wissenschaften zu dem der Metaphysik. Die Bewohner der metaphysischen Insel blieben isoliert, ohne die Möglichkeit

---

<sup>82</sup> Ibid., § 179, S. 353.

<sup>83</sup> Ibid., § 181, S. 258.

auf den Kontinent der wissenschaftlichen Erkenntnis Einfluss zu nehmen oder ausgehend von diesem durch ein praktisch-methodisches Verfahren erreichbar zu sein.

## **6. Zur Überwindung der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie**

Stellt man trotz der Unterschiede der Gemeinsamkeit in den Arbeiten Carnaps, Reichenbachs und Schlicks um 1925 nach, so fällt auf, dass alle drei zur Mitte der 20er Jahre die Kantische Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie hinter sich gelassen hatten. Ihre Auseinandersetzung mit dem metaphysischen Problem der Existenz der Außenwelt ist dafür ein guter Beleg, ging es hierbei doch genauer besehen auch um eine Ersetzung des auf Kant zurückgehenden Schematismus des menschlichen Verstandes. Für Carnap, Reichenbach und Schlick stellte sich in ihrer Diskussion um die Bedeutung der Metaphysik auch die Kantische Frage, wie sich auf der Grundlage subjektiver Wahrnehmungserlebnisse berechtigt Aussagen über die Dinge der Wirklichkeit in einem objektiven Sinne treffen ließen. Kant wollte dafür einen transzendentalen Schematismus bemühen, insofern der Übergang zwischen den Begriffen und der empirischen Realität vermittelt wurde durch eine kategoriale Verstandesstruktur und die apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit. Dabei beanspruchte er mit dem Schematismus als starren Verstandesmechanismus die metaphysischen Bedingungen der Möglichkeit jeglicher Erfahrungserkenntnis für alle Zeiten formuliert zu haben.

Carnap, Reichenbach und Schlick wollten diese metaphysischen Bedingungen abstreifen und hatten zur Mitte der 20er Jahre Alternativen zum Kantischen Schematismus ausgearbeitet. Während Reichenbach dabei unter Rückgriff auf die zeitliche Struktur von Wahrscheinlichkeitsschlüssen letztlich definierte, was es für uns auf der Grundlage von beobachtbaren Tatsachen bedeutet, dass wir eine Aussage über objektiv bestimmte Gegenstände und Ereignisse in der Wirklichkeit tätigen, verwiesen Carnap und Schlick hingegen auf die Objektivität der praktischen Methoden der Wissenschaft. Die Verwendung von Aussagen im Zusammenhang mit der Zweckmäßigkeit von praktischen Erkenntnisverfahren legte dabei ihre objektive Bedeutung fest, die dabei letztlich jedoch allein im Rahmen der Wissenschaft berechtigt konstituiert und mitgeteilt werden konnte.

Der Überwindung der Kantischen Tradition in der wissenschaftlichen Philosophie lag eine Auseinandersetzung um die Rolle und Bedeutung der Metaphysik zugrunde, die Carnap, Reichenbach und Schlick – wenn auch auf unterschiedlichen Wegen – dazu führte, den Kantischen Schematismus als Kern der Erkenntniskritik abzulegen.

## Integration und Einheitsbemühungen bei Otto Neurath

### Die Neurath-Schlick-Korrespondenz 1934–1936<sup>84</sup>

#### 1. Der Wiener Kreis des Logischen Empirismus:

##### Zwischen Schlick-Kolloquium und internationaler Bewegung

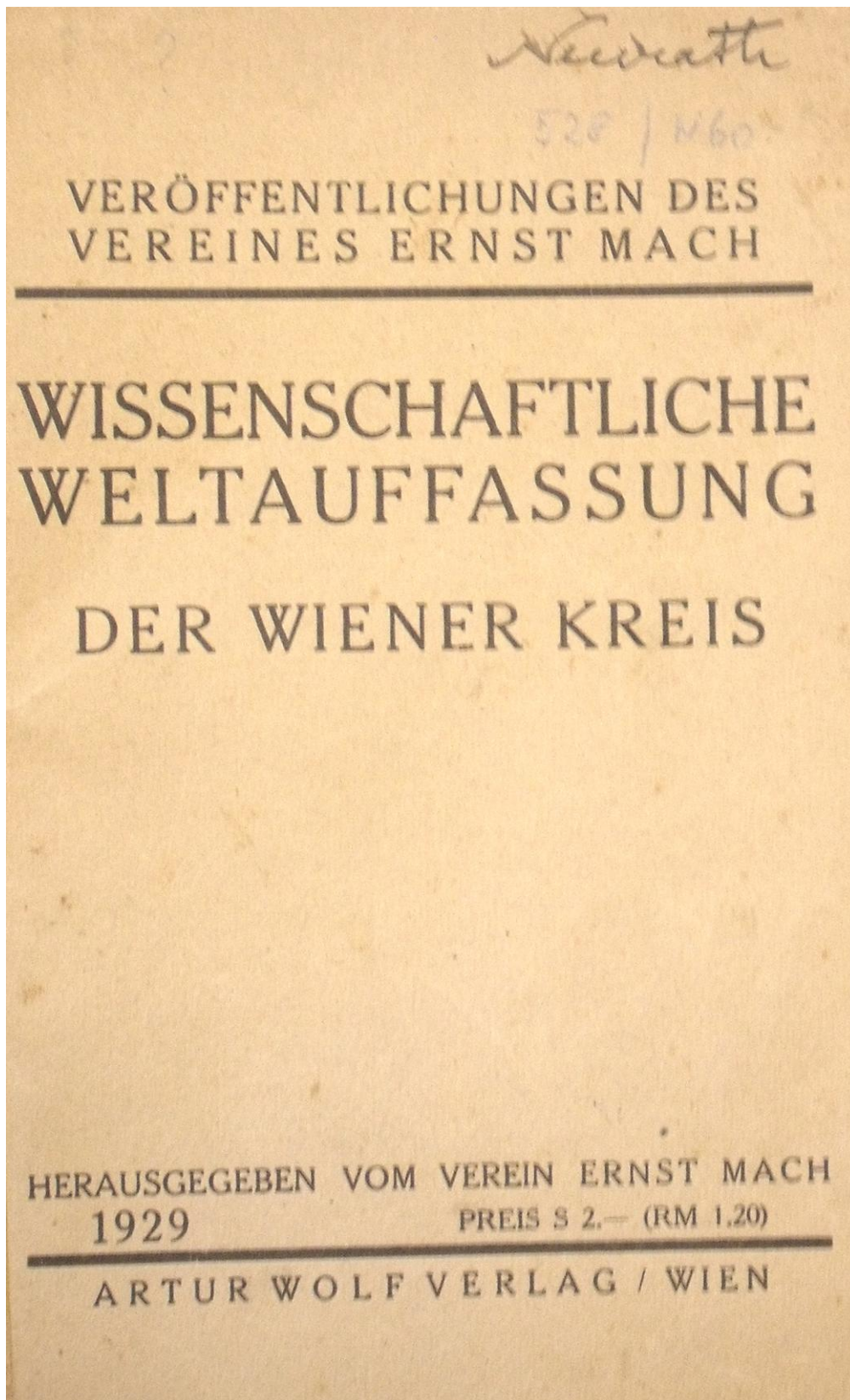
Der Briefwechsel zwischen Otto Neurath und Moritz Schlick stellt eine wichtige Quelle für das Studium des Wiener Kreises und insbesondere seiner Spätphilosophie dar. Seit dem Wintersemester 1923/24 hatten sich wöchentlich Universitätsangehörige und Gäste am Mathematisch-Physikalischen Institut der Wiener Universität in der Boltzmannngasse zusammengefunden, die unter der Leitung des Universitätsprofessors Moritz Schlick im zwanglosen Rahmen philosophische Grundfragen der Mathematik, Logik, Psychologie, Soziologie sowie der Naturwissenschaften erörterten. Unter ihnen war von Beginn an auch Otto Neurath, der seit dem 1. Januar 1925 als Direktor das *Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum* leitete.<sup>85</sup>

Ende der 20er Jahre begannen die Mitglieder des Schlick-Zirkels ihre Ansichten über öffentliche Vorträge und Artikel zunehmend an ein größeres Publikum zu adressieren. Der *Verein Ernst Mach* (1928–1934), die Zeitschrift *Erkenntnis* (1930–1939), die Reihen *Einheitswissenschaft* (1933–1938) und *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* (1928–1937) sowie die Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis* (1929) bildeten die Organe der Öffentlichkeitsarbeit. Trotz sachlicher Differenzen zwischen den Mitgliedern des Wiener Kreises vermittelten gerade diese gemeinsamen Publikationen den Eindruck, die Philosophie des Wiener Kreises könnte als eine einheitliche Bewegung

---

<sup>84</sup> Für die Genehmigung aus Stücken der Nachlässe von Moritz Schlick und Otto Neurath des *Wiener Kreis Archivs* am *Noord-Hollands Archief* in Haarlem/NL (NHA VCA) zu zitieren, möchte ich mich bei der *Vienna Circle Foundation* (Amsterdam) und George Moritz H. van de Velde-Schlick (Enschede) bedanken.

<sup>85</sup> Vgl. Thomas Uebel, „Otto Neurath: Leben und Werk“, in: *International Bibliography of Austrian Philosophy*, Amsterdam/New York: Rodopi 2005, S. 6–51. Derselbe, *Vernunftkritik und Wissenschaft: Otto Neurath und der erste Wiener Kreis*. Wien: Springer 2000. Elisabeth Nemeth, *Otto Neurath und der Wiener Kreis: revolutionäre Wissenschaftlichkeit als politischer Anspruch*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus 1981. Nancy Cartwright, Jordi Cat, Lola Fleck, Thomas Uebel, *Otto Neurath: Philosophy between Science and Politics*. Cambridge: University Press 1996.



Verein Ernst Mach (Hrsg.), *Wissenschaftliche Weltauffassung*, NHA VCA, Inv.-Nr.528, N.60.

aufgefasst werden. Dies war vor allem das Verdienst Otto Neuraths, der sich um die Integration verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen in das von ihm angestrebte Projekt der Einheitswissenschaft bemühte.

Die innenpolitischen Spannungen zwangen Neurath zu Beginn des Jahres 1934 seinen Wohnsitz außerhalb der Grenzen Österreichs zu nehmen. Er emigrierte nach Den Haag, wo eine Zweigstelle des *Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums* mit dem Namen *Foundation für Visual Education* ihren Sitz hatte. Seine organisatorischen Anstrengungen, die ab 1934 insbesondere einer Internationalisierung des Logischen Empirismus gewidmet waren, musste Neurath von nun an über eine stetig umfangreicher werdende Korrespondenz bewältigen. Bis zum Jahr 1941 gelang Neurath auf diesem Wege die Organisation von insgesamt sechs *Internationalen Kongressen für Einheit der Wissenschaften*. So stand er auch mit Moritz Schlick von 1934 bis zu dessen Tod im Juni 1936 im Briefwechsel.<sup>86</sup>

## 2. Einheitswissenschaft als integratives Prinzip bei Otto Neurath

Die meisten Mitglieder des Wiener Kreises standen rein philosophischen Debatten eher skeptisch gegenüber, insofern sie die damit verbundenen Fragen als fruchtlose Scheinprobleme ansahen. Vielmehr lag ihrem Bekenntnis zum Logischen Empirismus die Überzeugung zugrunde, dass die Philosophie nur im Zusammenhang mit den Wissenschaften betrieben werden konnte. Ihrer Auffassung nach fanden nur die Sätze Eingang in die Wissenschaft, die intersubjektiv nachprüfbar waren. Die Nachprüfung sollte dabei entweder durch logisch-mathematische Ableitungen oder durch methodisch-experimentelle Erfahrung möglich sein. Da die Sprache das Medium wissenschaftlicher Theorien darstellte, waren die Überlegungen zur Wissenschaft im Wiener Kreis stets eng mit Untersuchungen zur Sprache verbunden. Die Aufgabe der Philosophie war es, die wissenschaftlich legitime Begriffsbildung gegen metaphysische und spekulative Konzepte abzugrenzen. Dazu sollte die Philosophie keinen Standpunkt außerhalb der Wissenschaft einnehmen, sondern mit der Formulierung von integrativen Prinzipien die Begriffsbildung und -klärung beeinflussen.

Jede Art von prinzipieller Unterscheidung zwischen den Einzelwissenschaften lehnten die Mitglieder des Wiener Kreises ab. Das Ziel der Wissenschaft bestand für sie in der Aufstellung gesetzmäßiger Zusammenhänge zum Zwecke erfolgreicher Voraussagen. Eine Teilung in Natur-, Kultur-, Sozial- oder Geisteswissenschaften könnte hinsichtlich dieses einen Zieles nicht hinreichend plausibel gemacht werden. Dass es sich dabei keineswegs nur

---

<sup>86</sup> Die Korrespondenz zwischen Neurath und Schlick ist unten, S. 77 ff. abgedruckt.

um theoretische Erwägungen handelte, sondern um Überlegungen für eine neue Art und Weise, Wissenschaft zu betreiben, wird durch die Bedenken Neuraths deutlich, das „[...] nicht einmal praktische Bedürfnisse des Alltags oder des Wissenschaftsbetriebs zur Rechtfertigung [...]“<sup>87</sup> für eine Scheidung der Disziplinen geltend gemacht werden können. Jede Art von Trennung verhinderte die Zuarbeit verschiedener Einzelwissenschaften für das von Neurath angestrebte Projekt der *Einheitswissenschaft*.

Das zweckorientierte Programm der Einheitswissenschaft ist die Verknüpfung verschiedener Gesetzeszusammenhänge für umfangreiche Voraussagen. Als einheitsstiftende Grundlage schlug Neurath die Verwendung einer gemeinsamen Sprache vor. Das der Physik zugrunde liegende Ordnungsmuster nach Raum und Zeit sollte für die Sätze der *Einheitssprache* als Vorlage dienen, sodass letztlich nur Beschreibungen, in denen Gegenständen ein Ort und eine Zeit zugeordnet werden, Eingang in die Einheitswissenschaft finden könnten.

Ein System, das seine Objekte in dieser raum-zeitlichen Folge konstituierte, nannte Neurath „physikalistisch“. Keineswegs plante Neurath durch seinen *Physikalismus* die Reduzierung aller Wissenschaften auf die Physik. Eine Hierarchisierung der Einzelwissenschaften stand im Widerspruch zum Projekt der Einheitswissenschaft, die in enzyklopädischer Zusammenarbeit die Querverbindungen zwischen den Disziplinen ausbauen sollte. Statt eines Über- oder Nebeneinanders war das Ziel ein Miteinander verschiedener physikalistischer Systeme, die sich aus jeweils abweichenden Untersuchungsobjekten ergaben. Ob Mensch oder Atom, immer war das Ziel die Aufstellung von Gesetzen. Welches der physikalistischen Systeme zu diesem Zweck jeweils das geeignete ist, bleibt also der Praxis der Forschungen geschuldet. So sind beispielsweise soziologische Fragestellungen in ihrer Beantwortung nicht auf die Gesetze der Physik angewiesen:

Physikalistische Soziologie betreiben, heißt nicht etwa Gesetze der Physik auf Lebewesen und ihre Gruppen übertragen [...]. Es können umfassende soziologische Gesetze, ebenso Gesetze für bestimmte engere soziale Gebiete aufgefunden werden, ohne daß man instande sein müßte, auf die Mikrostruktur zurückzugreifen und so diese soziologischen Gesetze aus physikalischen aufzubauen. [...] Der Soziologe [...] muß nur immer in seinen Voraussagen von Gebilden sprechen, die räumlich-zeitlich gegeben sind.<sup>88</sup>

---

<sup>87</sup> Otto Neurath, „Soziologie im Physikalismus“, in: *Erkenntnis*, Bd. 2 (1931), S. 406.

<sup>88</sup> Neurath, „Soziologie im Physikalismus“, S. 414.



Ob es sich bei den Gesetzen um allgemeingültige oder statistische Zusammenhänge handele, war für Neurath nebensächlich, solange der Zweck der erfolgreichen Voraussagen erfüllt wurde.

Das Programm der Einheitswissenschaft ist nicht das Projekt einer einzelnen Wissenschaftsgruppe, sondern die Aufgabe einer ganzen Generation. Die Einheitsstiftung ist selbst Teil eines historischen Prozesses und kann von keinem vorgegebenen Startpunkt aus begonnen werden. Langfristiges Ziel ist die Veränderung des Sprachgebrauchs, sodass nachfolgende Generationen eine neu tradierte Sprache übernehmen, die das Aufkommen fruchtloser Fragestellungen ausschließt.

Die durch die gemeinsame physikalistische Sprache geschlagene Brücke zwischen Alltag und Wissenschaft erneuert nach Neurath eine ursprüngliche Verbindung. Beide Praktiken, sowohl alltägliches Handeln als auch Wissenschaft, dienen dem Leben, dessen Ordnung durch sichere und planende Vorausschau stabilisiert wird. Um über dies die Zusammenführung von akademischem und alltäglichem Wissen voranzutreiben und der Wissenschaft damit gleichzeitig eine Rolle im demokratischen Prozess zu sichern, entwickelte Neurath als Direktor des *Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums* mit einer Gruppe von Grafikern, Künstlern und Technikern die *Wiener Methode der Bildstatistik*<sup>89</sup> als weiteren integrierenden Mechanismus zwischen Erkenntnissen der Wissenschaft und ihrer Rezeption durch die breite Bevölkerung. Die Schöpfung und Etablierung eines internationalen Symbolsystems sollte durch möglichst einfachste Darstellung vor allem sozioökonomische Zusammenhänge sichtbar machen.

Das Programm des Physikalismus hielt Neurath nicht für das einzig mögliche. Dass die räumlich-zeitliche Einordnung wissenschaftlicher Gegenstände die zeitgenössisch erfolgreichste Praxis der Erkenntnisgewinnung war, sah Neurath als historisch bedingten Zustand. Um deutlich zu machen, dass auch der Physikalismus keinen Anspruch auf Endgültigkeit erhebt, bevorzugte Neurath es, von Wissenschaft als *Enzyklopädie* zu sprechen. Ein Vertreter der empiristischen Einstellung musste für ihn auch den Rahmen der Wissenschaft als prinzipiell veränderlich auffassen. Jede Epoche betreibt enzyklopädisch, d. i. zusammentragend, Wissenschaft. Die Enzyklopädie bildet den Rahmen, innerhalb dessen die wissenschaftlichen Disziplinen systematisiert und präzisiert werden, sodass jede Enzyklopädie schließlich nur als ein mögliches Modell der Wissenschaft gelten kann.

---

<sup>89</sup> Otto Neurath, *Gesammelte bildpädagogische Schriften*, hrsg. von Rudolf Haller und Robin Kinross, Wien: Hölzner-Pichler-Tempsky 1991.

### 3. Multiplizität und Unbestimmtheit: Zwei Quellen zur Unabgeschlossenheit der Wissenschaft

Die Vorstellung, es könne einst ein ausgezeichnetes physikalistisches oder anderes System der Wissenschaft mit exakten Voraussagen im Sinne des Laplaceschen Geistes geben, nannte Neurath „die große wissenschaftliche Lüge“.<sup>90</sup> Da die Beobachtungsdaten der Wissenschaft keine bestimmte Auslegung erzwingen, bleibt die mögliche Vielheit der Systeme unvermeidbar. Zu jeder Datenreihe lässt sich immer eine logisch äquivalente Deutung hinzufügen. Um diese Möglichkeit zu verdeutlichen, sprach Neurath in seinen Schriften von der *Multiplizität* der Wissenschaft. Die tatsächliche Bevorzugung eines Systems ist daher nach Neurath niemals das Ergebnis logischer Überlegungen, sondern das Ergebnis einer Praxis, die im Interesse des Handelns einen Selektionsprozess erzwingt.

Zu der prinzipiell möglichen Theorienvielfalt kommt in die Wissenschaft die Unbestimmtheit der Begriffe, die durch den fließenden Übergang zwischen der Sprache des Alltags und der Sprache der Wissenschaften in jedes wissenschaftliche System eindringt. Die Sätze des Alltags, „[...] die aus physikalistischen und vorphysikalistischen Bestandteilen bestehen“,<sup>91</sup> sind für Neurath nach Möglichkeit in die Sprache der Wissenschaft zu übersetzen. Für jede Umformung bildet die geschichtlich gewachsene Alltagssprache den Ausgangspunkt. Zunächst muss die historische Trivialsprache von ihren vorphysikalistischen, metaphysischen Bestandteilen bereinigt werden. Die dadurch erreichte Sprechweise ist aber nach Neurath keineswegs eine ideale Sprache. Stattdessen findet sich auch in der physikalistischen Sprache eine Menge von unpräzisen sprachlichen Ausdrücken, die sogenannten *Ballungen*:

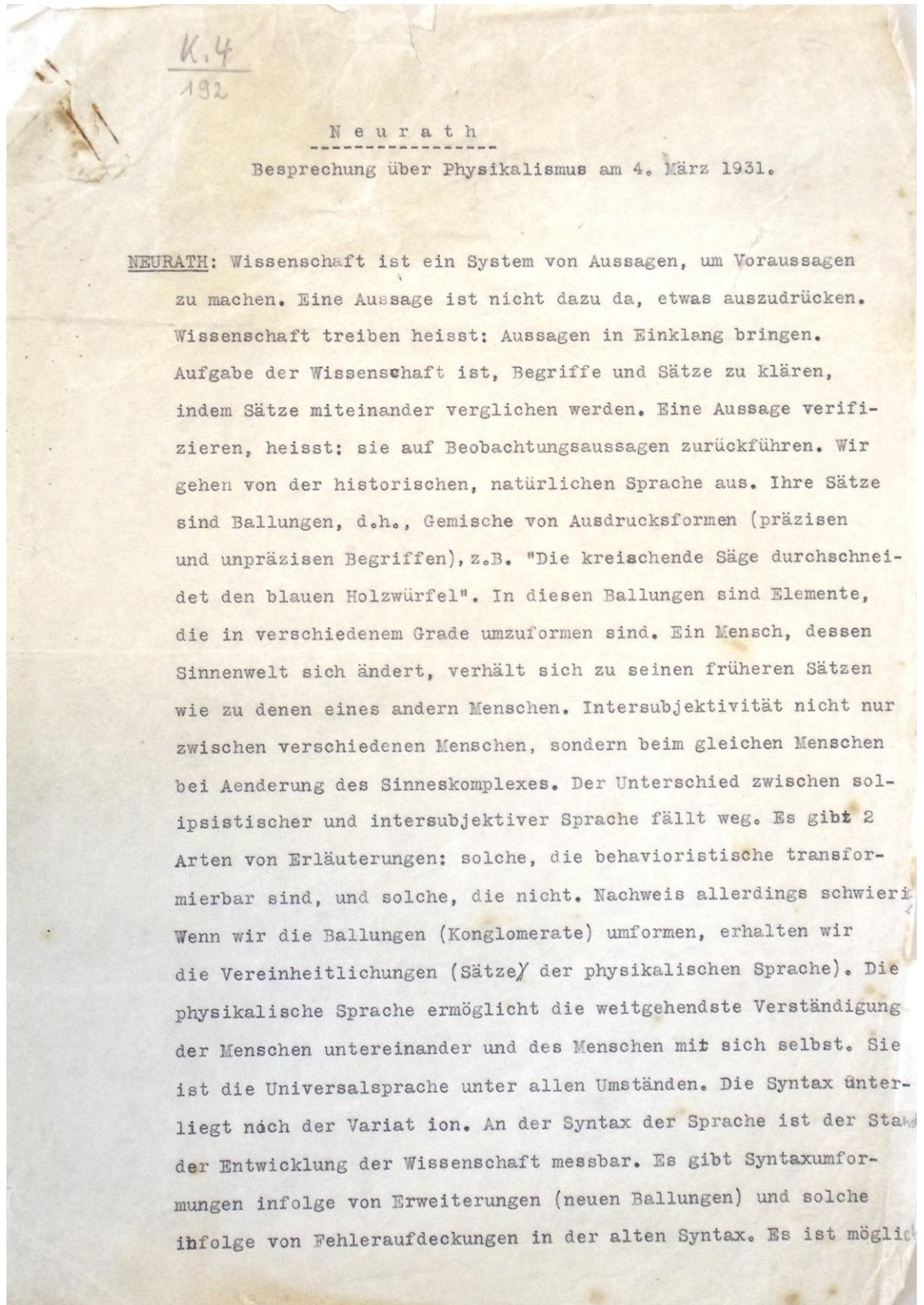
Wir nennen [die] Ausdrücke und Formeln der gewöhnlichen Sprache „Ballungen“, um sie von wissenschaftlichen Formeln zu unterscheiden. [...] Was wir von einer „Ballung“ verlangen, ist, daß wir sie in Verbindung mit einer Theorie auf die eine oder andere Art einer „Formel“ entsprechen lassen können.<sup>92</sup>

---

<sup>90</sup> Otto Neurath, „Einheit der Wissenschaft als Aufgabe“, in: *Erkenntnis*, Bd. 5 (1935), S. 17.

<sup>91</sup> Neurath, „Soziologie im Physikalismus“, S. 399.

<sup>92</sup> Otto Neurath, „Die Enzyklopädie als ‚Modell‘“, in: *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften*, Bd. 2, hrsg. von Rudolf Haller und Heiner Rutte, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky 1981, S. 728.



Otto Neurath, „Besprechung über Physikalismus am 4. März 1931“, NHA VCA, Inv.-Nr.192, K.4, Bl. 1.

Sprachliche Ausdrücke und Formeln, die zwar in wissenschaftlichen Theorien aber nicht in der alltäglichen Sprache vorkommen, sind dann unproblematisch, wenn sich mit Hilfe der Ausdrücke überprüfbare Voraussagen ableiten lassen. Diese Vorhersagen müssen aber, damit sie auch tatsächlich intersubjektiv kontrollierbar sind, in alltäglicher Sprache und daher unter Verwendung von *Ballungen* formuliert werden. Wenn beispielsweise innerhalb der Chemie anhand theoretischer Ableitungen die Reaktion eines Stoffs vorausgesagt wird, muss in der Prognose an Stelle der chemischen Formel etwa ein Ausdruck wie „das schwarze Pulver“ stehen. Die Unmöglichkeit, wissenschaftliche Theorien ohne Einbeziehung der *Ballungen* zu überprüfen, verhindert die ausschließliche Verwendung eines einzigen ballungsfreien Sprachsystems als Ausgangspunkt der Wissenschaft.

Der Vorteil einiger Wissenschaften, von Beginn an ihre physikalistischen Begriffe metaphysikfrei und präzise einzuführen, bleibt nur den wenigsten Disziplinen vorbehalten. Die mathematisch-formalisierte Sprechweise, wie sie beispielsweise schon in der Physik verwendet wird, ist nach Neurath für die meisten wissenschaftlichen Systeme eine unmögliche und teilweise auch unnütze sprachliche Form. Stattdessen sind diese auf eine Vermischung der alltäglichen und wissenschaftlichen Sprache angewiesen:

In einer wissenschaftlichen Abhandlung, die das gesamte Gebiet der Einheitswissenschaft berührt, kann man daher nur einen „Slang“ verwenden, der Termini beider Sprachen umfaßt.<sup>93</sup>

Die stabilen Ausdrücke der alltäglichen Sprache, die *Ballungen*, tragen durch ihre umfangreichen Verwendungszusammenhänge zur Leistungsfähigkeit der Umgangssprache bei. Doch Neurath weist darauf hin, dass mit Hilfe der Trivialsprache nur ungenügend Voraussagen getroffen werden können im Gegensatz zu einer Wissenschaft, die bereits über eine präzise und systematisierte Sprache verfügt. Innerhalb der einzelnen Disziplinen verlieren die *Ballungen* an Unbestimmtheit. Die Chemie präzisiert beispielsweise Wasser als Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff mit spezifischen Eigenschaften, während es im politisch-ökonomischen Zusammenhang als überlebensnotwendige Ressource von Interesse ist. Die Wissenschaften verringern die Unbestimmtheit der alltäglichen Ausdrücke, doch da die Einschätzung der für die Voraussage wesentlichen oder unwesentlichen Aspekte von der Fragestellung der Disziplin abhängig ist, bleiben die *Ballungen* eine Quelle der Mehrdeutig-

---

<sup>93</sup> Otto Neurath, „Protokollsätze“, in: *Erkenntnis*, Bd. 3 (1932/33), S. 205.

keiten. Die Grenze zwischen Alltagssprache und wissenschaftlichen Begriffen ist keineswegs starr. Genau so wie zahlreiche Ausdrücke der trivialen Rede in der Wissenschaft Verwendung finden, können wissenschaftliche Termini im Alltag etabliert werden. Aber ist es dann nicht doch denkbar, dass sich in der Zukunft ein umfangreich bewährtes Sprachsystem der Wissenschaft als das alleinige durchsetzt? Der Einwand Neuraths gegen eine solche Vorstellung lautet, dass der einst in die Wissenschaft als präzise eingeführte Ausdruck durch seine Einbettung in die lebensweltliche Praxis die ursprüngliche Präzision verliert und durch neue Verwendungsweisen in seiner Bedeutung erweitert wird:

Die Formeln von gestern sind oft die Ballungen von heute. Hier verhält es sich ebenso wie beim „Wasserstoffsperoxyd“, das aus den Laboratorien der Chemie in die Frisiersalons übergewechselt ist.<sup>94</sup>

Bezeichnete die Formel zunächst einen Stoff mit spezifischen chemischen Eigenschaften, wird sie in alltäglicher Praxis zum Haarfärbe- oder Desinfektionsmittel. Die *Ballungen* sind wesentlicher Bestandteil der Neurath'schen Wissenschaftsphilosophie.

#### **4. Protokollsätze als Konsens der wissenschaftlichen Gemeinschaft**

Ziel der Wissenschaft ist nach Neurath eine widerspruchsfreie Einheit der Sätze verschiedener physikalistischer Systeme, deren Gesetze in Verknüpfung umfangreiche Voraussagen erlauben. Das Programm des Physikalismus sollte sicherstellen, dass alle wissenschaftlichen Systeme nur aus Sätzen bestehen, in denen über beobachtbare Gebilde Aussagen getroffen werden. Zur Beurteilung der Korrektheit eines Beobachtungssatzes können nach Neurath aber weder Beobachtungen noch Experimente herangezogen werden. Ob ein Satz richtig oder falsch ist, zeigt sich nur im Vergleich mit anderen Sätzen. Die Auffassung, dass immer nur Sätze miteinander verglichen werden können und nicht Aussagen mit experimentellen Beobachtungen, provozierte die Frage, wo in der Neurath'schen Konzeption das empiristische Moment zu finden sei. Die Forderung nach dem Rückgriff auf die Erfahrung, wie sie traditionell im Empirismus gestellt wird, führe, so Neurath, durch eine ungenaue Vorstellung davon, wie Sätze mit Wahrnehmungserlebnissen verglichen werden können, zu metaphysischen Spekulationen. Statt von Beobachtungen sollte deshalb in jeder empirischen Disziplin von Beobachtungssätzen die Rede sein.

---

<sup>94</sup> Neurath, „Enzyklopädie als ‚Modell‘“, S. 728.

Wenn in der Wissenschaft die Berechtigung eines Satzes in Frage steht, müssen die Anlässe und äußeren Umstände seiner Formulierung angegeben werden können. Diese Angaben geben der wissenschaftlichen Gemeinde die Möglichkeit, im Falle von Widersprüchen zu entscheiden, welchen Sätzen sie die Rolle der Korrektive zuschreiben. Prinzipiell ist kein Beobachtungssatz gegenüber anderen ausgezeichnet. Neurath ist aber überzeugt, dass diejenigen Sätze, deren Zustandekommen besonders gründlich dokumentiert ist, viel eher als *Protokollsätze* akzeptiert werden. Diese Sätze begründen für Neurath den *Empirismus*:

So reduziert sich für uns das Streben nach Wirklichkeitserkenntnis auf das Streben, die Sätze der Wissenschaft in Übereinstimmung zu bringen mit möglichst vielen Protokollaussagen. Das ist aber *sehr viel*: hierin ist der *Empirismus* begründet.<sup>95</sup>

Protokollsätze enthalten ausschließlich physikalistische Termini, mit denen das Verhalten des Protokollanten beschrieben wird. Neuraths Beispiele wirken zunächst etwas merkwürdig:

Karls Protokoll um 9 Uhr 14, an einem bestimmten Ort (zum Beispiel in seinem Arbeitszimmer): Karls Formulierung um 9 Uhr 13 war: Um 9 Uhr 12 Minuten 59 Sekunden war im Zimmer ein Tisch, der von Karl gesehen wurde.<sup>96</sup>

Hinter den Aufzählungen, die Neurath in anderen Beispielen häufig durch Klammern voneinander trennte, verbergen sich verschiedene Bedingungen, über die die Protokollsätze seiner Auffassung nach Auskunft geben sollten. Dazu gehören der Name des Protokollanten, Ort- sowie Zeitangabe und die Wahrnehmung inklusive des verwendeten Sinneskanals. Wie viele Teile des Protokollsatzes nach dem Vergleich mit anderen Sätzen in den Bestand der Einheitswissenschaft integriert werden, entscheidet über den Status des Protokollsatzes. Wenn die Aussagen weiterer Protokolle den Tatbestand bezeugen, gilt dieser schließlich unabhängig vom Wahrnehmungsmodus als intersubjektiv. „Im Zimmer war ein Tisch“ wird als Wirklichkeitssatz in die Einheitswissenschaft aufgenommen.<sup>97</sup>

---

<sup>95</sup> Otto Neurath, „Radikaler Physikalismus und ‚Wirkliche Welt‘“, in: *Erkenntnis*, Bd. 4 (1934), S. 356 f.

<sup>96</sup> Neurath, „Enzyklopädie als ‚Modell‘“, S. 732.

<sup>97</sup> Zu Neuraths Protokollsatzentwurf als Konzeption zur Theorienakzeptanz oder -ablehnung vgl. Thomas Uebel, „Neurath’s protocol statements revisited: sketch of a theory of scientific testimony“, in: *Studies in history and philosophy of science* 40, 2009, S. 4–13.

Die Wissenschaft besteht für Neurath nicht im bloßen Ansammeln von Protokollsätzen. Letztere erfüllen im Rahmen des empiristischen Programms die Funktion, wissenschaftliche Theorien zu überprüfen. Dazu werden aus den Theorien Protokollsätze abgeleitet und anschließend mit den Protokollen des Experiments verglichen. Wenn die Sätze übereinstimmen, gilt die Theorie für Neurath als bewährt. Liegt ein Widerspruch zwischen vorhergesagten und den durch das Experiment veranlassten Protokollsätzen vor, wurde die Theorie erschüttert. Eine endgültige Verifizierung oder Widerlegung der Theorie durch einen einzigen Vergleich hält Neurath für unwahrscheinlich. Erst weitere Übereinstimmungen oder Widersprüche werden die wissenschaftliche Gemeinschaft zu Änderungen anregen.

Selbst die Protokollsätze sind nicht grundlegend vor Ablehnung oder nachträglicher Streichung sicher. Sie bilden keinen sauberen Ausgangspunkt zur Anerkennung oder Ablehnung wissenschaftlicher Theorien, sondern sind selbst unpräzise. Der Grund dafür wurde bereits im Abschnitt zuvor erläutert. Wesentliche Eigenschaft der Protokollsätze ist ihre Formulierung mit Hilfe alltäglicher Ausdrücke. *Ballungen* und damit unpräzise Termini kommen stets in den Sätzen vor. Das beste Beispiel für *Ballungen* in den Protokollen sind die von Neurath geforderten Personennamen. Diese könnten zwar durchaus durch andere Ausdrücke ersetzt werden, aber solange für diese wiederum keine eindeutigen Definitionen angegeben werden können, bleiben die unpräzisen Termini fester Bestandteil der Protokollsätze. So kann kein Satz der Wissenschaft, auch kein Protokollsatz, endgültig angenommen oder abgelehnt werden. In der prinzipiellen Unabgeschlossenheit, die die Akzeptanz oder Zurückweisung von Aussagen als wissenschaftsimmanenten Prozess der Forschergemeinschaft überlässt, sah Neurath die Stärke seiner Konzeption.

In der Debatte über die Protokollsätze verteidigte Neurath seine Konzeption gegen die weiteren Kreis-Mitglieder.<sup>98</sup> Während Rudolf Carnap sich im Laufe der Diskussion der Position Neuraths annäherte, lehnte Schlick den bloßen Vergleich von Sätzen als unzureichend ab. Seiner Auffassung nach bildete die Widerspruchslosigkeit lediglich den formalen Teil einer Wahrheitskonzeption. Um wahre Satzsysteme gegenüber fiktiven auszeichnen zu können, musste nach Schlick als materiale Wahrheitsbedingung der Vergleich zwischen Erfahrung und der im Satz behaupteten Tatsache anhand einer Konstatierung erfolgen.

Die Protokollsatzdebatte wurde vor allem über Aufsätze in der *Erkenntnis* geführt. Neurath richtete sich aber auch persönlich an Schlick, um zu erfahren, in welchen Punkten sie gleicher oder unterschiedlicher Meinung waren. Die Jahre der Korrespondenz 1934 bis 1936

---

<sup>98</sup> Zur Protokollsatzdebatte im *Wiener Kreis* vgl. Thomas Uebel, *Empiricism at the crossroads: The Vienna Circle's protocol-sentence debate*. Chicago: Open Court 2007.

bildeten gleichzeitig die intensivste Phase der Diskussion über die Protokollsätze. So schrieb Neurath am 28. Januar 1935 an Schlick:

Ich muss jetzt öfter über die Entwicklung und den Stand unserer Bewegung schreiben. Wichtig ist mir möglichst die Differenzen beiseite zu schieben. Nun wüßte ich gern, was Ihr jetziger Standpunkt ist, und wie weit ich ihn aus Ihrem Aufsatz richtig entnommen habe. [...] Darf ich Sie [...] bitten mir privat mitzuteilen, wie weit Sie mit meinen Ausführungen übereinstimmen, wie weit Sie Missverständnisse vermuten[?] <sup>99</sup>

Doch eine Erörterung der inhaltlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Briefform lehnte Schlick ab. Stattdessen vertröstete er Neurath in seiner Antwort vom 11. Februar 1935:

Aus späteren Publikationen wird man, hoffe ich, meine Ansichten entnehmen können, und da die Wahrheit ewig ist, so kommt wenig darauf an, ob man sich etwas früher oder etwas später einigt. <sup>100</sup>

Der frühe Tod Schlicks nur ein Jahr später verhinderte die Aussprache der beiden Philosophen des Wiener Kreises.

## **5. Von den Einzelwissenschaften zur Einheitswissenschaft:**

### **Die Internationalen Kongresse für Einheit der Wissenschaft 1935–1941**

Die Aufgabe der Wissenschaftsphilosophen im Neurath'schen Konzept bestand darin, die Transformation der *Einzelwissenschaftler* hin zu *Einheitswissenschaftlern* unnachlässig zu befördern. Dieser Aufgabe nahm sich Neurath als Organisator der *Internationalen Kongresse für Einheit der Wissenschaft* an. Schon kurz nach seiner Ankunft 1934 in Den Haag begann er in umfangreicher Korrespondenz Teilnehmer für den ersten Kongress in Paris zu werben. Seit Ende 1933 stand Neurath zu diesem Zweck mit Marcell Boll und Louis Rougier in Kontakt, die sich insbesondere um die Unterkunft vor Ort kümmerten. An Schlick schrieb Neurath am 5. Juli 1934 über die Ziele des Kongresses:

Dieser internationale Kongress soll alle sammeln, die wissenschaftliches Denken in seinem Gesamtumfang zu fördern bestrebt sind. Es soll zum Ausdruck gebracht werden,

---

<sup>99</sup> Otto Neurath an Moritz Schlick, 28. Januar 1935 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-6).

<sup>100</sup> Moritz Schlick an Otto Neurath, 11. Februar 1935 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-15).



dass für alle Wissenschaftsgebiete *nur eine wissenschaftliche Sprache* in Frage kommt, und dass ein einheitlicher Empirismus allen Realwissenschaften zugrundeliegt.<sup>101</sup>

Vom 16. bis zum 21. September 1935 fanden sich schließlich zahlreiche Wissenschaftler und Philosophen zum *Congrès International de Philosophie Scientifique* an der Pariser Sorbonne zusammen. Unter den Sprechern waren u.a. Bertrand Russell, Rudolf Carnap, Hans Reichenbach, Philipp Frank, Federigo Enriques, Charles Morris, Alfred Tarski, Herbert Feigl, Kasimir Ajdukiewicz, Ferdinand Gonseth, Alfred Ayer und Louis Rougier.

Neurath zeigte sich im Nachhinein über den Verlauf des Kongresses sehr zufrieden. So schrieb er an Schlick:

Paris hat seinen Zweck, den logischen Empirismus als eine kräftige Bewegung zu zeigen, erfüllt. Insbesondere aus USA höre ich, dass die Rückwirkung eine sehr günstige ist.<sup>102</sup>

Für das Jahr 1936 war bereits die Fortsetzung der *Internationalen Kongresse für Einheit der Wissenschaft* in Kopenhagen geplant, für die Neurath um prominente Teilnehmer warb, darunter beispielsweise die Physiker Niels Bohr und Werner Heisenberg.<sup>103</sup> Für das dem Kausalproblem gewidmete Zusammentreffen kündigte Schlick ein Referat mit dem Titel „Kausalität und Erkennbarkeit der Natur“ an.<sup>104</sup> In seinem Schreiben vom 2. Juni 1936 musste er jedoch seine persönliche Teilnahme aufgrund von Lehrverpflichtungen ausschließen.<sup>105</sup> Der Kongress dauerte schließlich vom 21. bis zum 26. Juni 1936 und wurde von Niels Bohr in dessen Haus eröffnet. Am zweiten Tag der Zusammenkunft erfuhren die Teilnehmer von der Ermordung Schlicks, dessen Beitrag den Versammelten verlesen wurde.

Es folgten weitere *Internationale Kongresse für Einheit der Wissenschaft* in Paris (29. bis 31. Juli 1937), Cambridge (England, 14. bis 19. Juli 1938), Cambridge (USA, 3. bis 9.

---

<sup>101</sup> Otto Neurath an Moritz Schlick, 5. Juli 1934 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-1).

<sup>102</sup> Otto Neurath an Moritz Schlick, 5. Juni 1936 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-12).

<sup>103</sup> Otto Neurath an Moritz Schlick, 6. März 1936 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-9).

<sup>104</sup> Moritz Schlick an Otto Neurath, 2. April 1936 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-18). Schlicks Beitrag erschien unter dem Titel „Quantentheorie und Erkennbarkeit der Natur“, in: *Erkenntnis*, Bd. 6 (1936), S. 317–326 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008).

<sup>105</sup> Moritz Schlick an Otto Neurath, 2. Juni 1936 (NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-19).

September 1939) und Chicago (2. bis 6. September) auf denen sich Neurath vor allem für das Projekt einer gedruckten *Internationalen Enzyklopädie* engagierte.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden die Internationalisierungsbestrebungen erschwert. Neurath, der zu Kriegsbeginn nach England geflohen war, konnte das Projekt der Einheitswissenschaft nur noch bis zum Ende des Jahres 1945 fördern. Er starb am 22. Dezember 1945.

**Korrespondenz zwischen Wolfgang Köhler und Moritz Schlick  
1921–1934**



**I      WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>106</sup>**

Berlin, 6./5. 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege Schlick!

Sie erinnern sich wohl noch, dass zwischen uns verabredet wurde, Sie würden für die Teilnehmer an meinen erkenntnistheoretischen Übungen Exemplare ihres Werkes „Allgemeine Erkenntnislehre“ bei Springer zum Verlagspreis kaufen und Sie uns auch zu diesem Preise überlassen. Ich habe inzwischen mit Springer das Nähere vereinbart. Danach möchte ich Sie bitten, bei Springer 13 Exemplare zum Verlagspreis zu bestellen mit dem Bemerkten, daß diese 13 Exemplare bei Dr. Köhler im Psychologischen Institut (Schloss) abzugeben seien. Herr Springer wird *Ihnen* darauf die Rechnung schicken – das muß sein, damit die Buchhändler Springer keine Schwierigkeiten machen können –, und Sie wollen sie mir bitte gleich weitergeben, damit ich sie begleiche.

Hoffentlich sind Sie einverstanden und können die Aufforderung an Springer umgehend senden, damit wir womöglich schon nächste Woche die Bücher verwenden. Ich bitte Sie um nur 13 Exemplare, da alle wohlhabenden Studenten das Buch beim Sortimentler gekauft haben.

Mit bestem Gruss und Dank

Ihr sehr ergebener  
Wolfgang Köhler<sup>107</sup>.

---

<sup>106</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-1 (Die Signatur ist dem Inventarverzeichnis des Moritz Schlick Nachlasses entnommen, der im *Wiener Kreis Archiv* am *Noord-Hollands Archief* in Haarlem/NL liegt. Das vollständige Verzeichnis findet sich unter: [www.moritz-schlick.de](http://www.moritz-schlick.de)).

<sup>107</sup> Diesen wie auch die folgenden Briefe unterzeichnete Köhler in dieser Namensform. Die letzten Briefe vom 27. November 1926 und vom 27. April 1934 sind hingegen mit „Köhler“ unterschrieben.

Braunlage, 18./5. 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege,

Haben sie herzlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben und die überaus schnelle Erfüllung meiner Bitte. In etwa acht Tage werde ich die Gesamtsumme von 626,50 Mark bei Springer zahlen und Ihnen die quittierte Rechnung zuschicken lassen. Ihrer Klage, dass die Philosophie nicht hoch im Kurse stehe, kann ich mich nicht ganz anschließen: ich bin erstaunt, wie viele Studierende sich z.B. zu meinen Übungen melden und welchen Hauptdisziplinen sie angehören, in denen vor etwa zehn Jahren Philosophie noch eine Art Schimpfwort war. Die Physiker und Mathematiker rechne ich zu diesen, ebenso die Mediziner, und die haben ein starkes Kontingent gestellt.

Ich gebe zu, dass mir nicht alle Positionen Ihres Werkes gesichert erscheinen. Aber mir ist Ihre Art Physiker-Ehrlichkeit und Klarheit, der Widerwille gegen philosophisches Herumreden und der Wunsch, *Bestimmtes* zu sagen, so ungemein wohlthätig und so vorbildlich für die Hörer, dass ich – ganz abgesehen vom Speziellen des Inhalts – diese Einführung glaubte ändern vorziehen zu sollen.

Meine Hauptbedenken richten sich gegen den Begriff des Erkennens, *einmal* weil er mir nicht durchweg in gleichem Sinn festgehalten scheint, *zweitens* weil mir der Sinn, den Sie vor allem hervorheben, etwas eng vorkommt, und zwar so, dass ich meine, es liegt in der Konsequenz Ihrer eignen Gedanken, die Erweiterung zuzugeben.

Ad 1) Erkennen legen Sie fest als *reines Zuordnen*, die einfachste aller Relationen, wobei dann noch die Begriffe gewissen Bedingungen des Ineinandergreifens genügen sollen – aber auch als Wiedererkennen – und endlich hin und wieder als Feststellung von Zusammenhängen. Mir scheint es wesentlich, hier eine Entscheidung zu treffen und danach *überall* zu verfahren.

Ad 2) Im „Wiedererkennen“ (das Sie ja nicht im engeren Sinn des psycholog. Terminus verstehen) liegt für Sie wohl das Wichtigste. Das gibt aber, näher betrachtet, eine Definition des Erkennens als eine Feststellung von Ähnlichkeit oder Gleichheit, nämlich zwischen dem vorliegenden Erkenntnisgegenstand und anderen *Begriffen* von früher. Es liegt also Feststellung eines sachlichen Zusammenhanges bestimmter Art vor. Dann fragt man sich aber: Weshalb dieser bestimmte sachliche Zusammenhang allein und nicht ebenso alle sonst vorkommenden? Was zeichnet den einen aus?

Und ebenso weiter: Dass der Begriff, den ich in dem aktuellen Erkenntnisgegenstand wiederfinde, oder allgemein, zwischen dem und dem Erkenntnisgegenstand ich Ähnlichkeit bis Gleichheit finde, – dass der schon früher gebildet ist, dass er meinem *Wissen* angehört, ist ein Fall, der sich auszeichnet nur durch ein gewissermassen anthropomorphes Moment rein historischer Art, nämlich in der Zeitfolge des psychologischen Erkenntnisprozesses. So komme ich zu der Folgerung, dass Sie allgemeiner *jede* Feststellung von Ähnlichkeit bis Gleichheit als Erkenntnis auffassen müssten, da eben jener Spezialfall *sachlich* nichts vor andern voraushat. So würde z.B. der Aufbau des Systems bunter Farben, wie wir ihn in der

---

<sup>108</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-2.

Psychologie nach Verwandtschaftsgraden vornehmen, ebensogut ein Erkennen sein, obwohl nichts an dem Prozess oder der Leistung Wissen, früher gebildete Begriffe u.s.w. notwendig voraussetzt. Und wieder weiter: In diesem Beispiel wird nicht eine Farbe oder mehrere durch etwas ganz Anderes erkannt, sondern *alles* Material, das an dem Erkennen teilnimmt, spielt dabei die Rolle *des sich gegenseitig Ordnen* (nach Sach-Zusammenhängen). So scheint es mir aber auch andererseits auch wieder zu stehen in denjenigen Fällen, wo im Erkennen ein Wissen von früher und ein neuer Erkenntnisgegenstand zusammentreten. In der Zusammenordnung nach Sachbezügen oder Zusammenhängen ordnet sich da (im allgemeinen Fall) *alles gegenseitig* zusammen. So erkennt Newton *nicht*, dass die Bewegung von Planeten und Monden Fallbewegung ist, sondern es entsteht ein grosser neuer Zusammenhang, *in dem die Erscheinungen des irdischen Fallens genau so sehr ihre Bedeutung vorschreiben* wie die Sternbewegungen eine neue Erkenntnis erfahren. Oder ist es nicht so, wenn das Fallen, sowie die Konstanz der Beschleunigung  $g$  nur mehr Spezialfälle oder Grenzfälle des grossen Gesetzes  $Cm_1m_2/r^2$  werden?

Sehen Sie genau zu, so werden Sie finden, dass mich (und Wertheimer) hier eine gestalttheoretische Auffassung des Erkennens leitet. Aber auch, dass dergleichen vielleicht in konsequenter Entwicklung aus Ihrer Position hervorgehen kann.

Schade, dass ich in Kürze nicht mehr über diese gewiss wichtigen Fragen schreiben kann. Ich hoffe, was ich schrieb, ist verständlich. Wenn Sie einmal Zeit haben, schreiben Sie mir bitte auf einer Postkarte, ob es Ihrer Meinung nach Erkenntnis ist, wenn die elektrostatische Kraft vom Zwischenmedium abhängig gefunden wird oder wenn das Farbensystem den rein qualitativen Ähnlichkeiten nach geordnet wird. Ich sehe nicht, weshalb Sie es ablehnen könnten, und meine doch, dass dann die prinzipiellen Kapitel zu Anfang Ihres Buches etwas anders gefasst werden sollten.

Ein Gespräch über diese Dinge wäre mir äusserst erwünscht!

Mit den besten Grüßen und nochmals herzlichen Dank

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

3 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>109</sup>

Braunlage, 22. Mai 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Bei erneuter Lektüre Ihres Buches ist mir die Besorgnis gekommen, Sie könnten, was ich Ihnen vor ein paar Tagen schrieb, als Folge eines blossen Missverstehens auffassen. Ich schrieb, schon diejenigen Fälle, die Sie sicher als solche eines „Erkennens“ ansehen, kämen z.T. auf eine *Vergleichung* von Begriffen mit Gegenständen hinaus; so wenn am Licht die Wellenbewegung wiedergefunden wurde. Angenommen, das sei so, dann sei damit die Bedeutung sachlicher Bezüge zugegeben, und weshalb dann nicht das Erkennen allgemein nach dieser Richtung charakterisieren? – Nun giebt es eine Reihe von Stellen in Ihrem Buch, wo das Erkennen als *reines* Zuordnen definiert wird. Sie könnten jetzt vielleicht meinen, das hätte ich übersehen. Aber dem ist nicht so; vielmehr sind mir diese Stellen sehr aufgefallen, da mir scheint, dass sie sich mit den andern Stellen, nachwelchen Erkennen ein *Wiederfinden des einen im andern* ist, schlechterdings nicht vertragen. Denn ein solches Wiederfinden beruht ja ganz auf sachlichen Beziehungen, ist keineswegs reine Zuordnung. Und dies ist auch der Grund, weshalb ich an einigen Punkten, wo Ihre Darstellung ganz auf der Annahme reiner Zuordnung beruht, die darauf aufgebaute Argumentation mit Besorgnis betrachte. An diesen Punkten verweisen Sie auf prinzipielle Stellen des ersten Teiles; aber wo im ersten Teil die Untersuchung konkret an wirklichen Erkenntnisfällen durchgeführt ist, trifft sie eben überall doch auf jenes Moment sachlicher Bezüge (als Zuordnungsbasis), welches für Erkennen m.E. konstituierend ist.

Wenn Sie mir hierüber doch etwas nach Berlin schreiben wollten – ich kehre morgen zurück –, so wäre ich Ihnen dankbar.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Koehler.

---

<sup>109</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-3.



Berlin, 4./6. 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Indem ich Ihnen nochmals für Ihr freundliches Entgegenkommen danke, schicke ich Ihnen die quittierte Rechnung zu. Freilich habe ich Unglück mit dem ganzen Verfahren gehabt; denn gerade als ich die 13 Exemplare unter die Studierenden verteilte, sank plötzlich der Preis, zu dem die Buchhändler Ihr Werk verkauften, ganz beträchtlich und sogar *unter* den Betrag, den Springer uns auf die Rechnung gesetzt hatte. Ich werde demnächst mit Herrn Ferdinand Springer darüber sprechen, habe aber zunächst natürlich den verlangten Preis gezahlt, schon um Ihnen jede Unannehmlichkeit zu ersparen.

Die nähere Behandlung der grundlegenden Paragraphen in den Übungen hat mir immer klarer gemacht, dass wir über einen wesentlichen Punkt erst noch ins Klare kommen müssen: Ich kann ihn jetzt noch besser angeben.

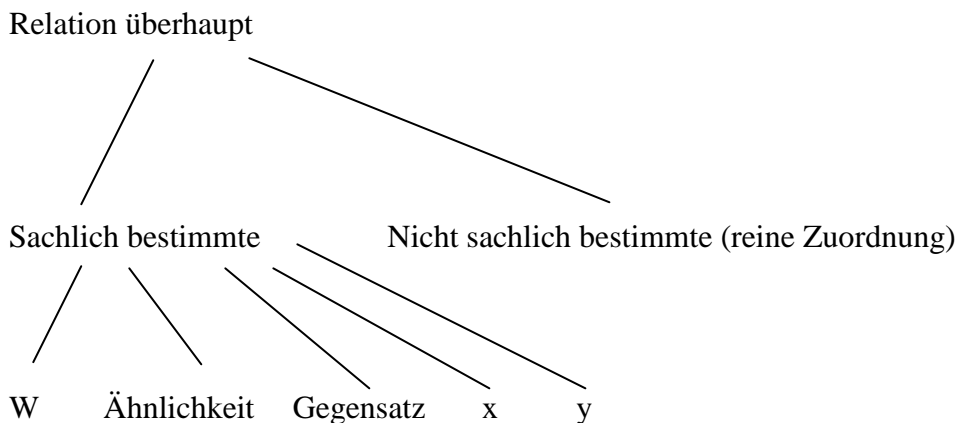
„Erkennen“ ist nach Ihnen primär ein Wiederfinden von Begriffsmerkmalen in den Eigenschaften eines Gegenstandes, welches ein Vergleichen jener Merkmale mit diesen Eigenschaften voraussetzt. Der Begriff wird also dem zu erkennenden Gegenstand auf Grund eines *sachlichen Bezugs zwischen beiden* zugeordnet, der etwas von „Ähnlichkeit“, „sachliche Übereinstimmung“ hat. – Der Begriff hat einen Namen, der ihm (und indirekt dem Gegenstand) als *Zeichen* in *reiner Zuordnung* willkürlich, aber dann ein für allemal zugeteilt wird. In weiteren Ausführungen wird die Zeichenfunktion allmählich mehr und mehr auch dem Begriff gegenüber dem Gegenstand zugeschrieben und dann sieht es so aus, als bestehe zwischen Begriff und Gegenstand auch nur *reine* Zuordnung, was doch nicht stimmen kann, da ja die Zuordnung nach einem *Übereinstimmungsverhältnis* bezüglich der Merkmale und Eigenschaften vorgenommen ist. So kann ich die Ausführungen von S. 57<sup>111</sup> nicht aner-

---

<sup>110</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-4.

<sup>111</sup> Dort heißt es: „Wenn Übereinstimmung hier nicht Gleichheit bedeutet, so könnte vielleicht Ähnlichkeit gemeint sein. Sind unsere Urteile den Tatsachen in irgendeinem Sinne ähnlich? Ähnlichkeit müsste hier soviel heißen wie teilweise Gleichheit, es müssten sich also an den Urteilen gewisse Momente finden lassen, die auch in den Tatsachen selbst aufzuweisen sind. Bei reinen Begriffswahrheiten, wo das Beurteilte gleich den Urteilen selber aus bloß idealen Gebilden besteht, möchte allerdings unter Umständen auf beiden Seiten Gleiches gefunden werden, aber das kann nicht das Wesentliche für die Wahrheit sein, denn auch Sätze über reale Dinge machen doch auf Wahrheit Anspruch – hier wird ja das Wesen der Wahrheit erst zum Problem – bei ihnen aber wird man vergeblich nach solchen gleichen Momenten suchen. Denn die im Urteil auftretenden Begriffe sind den wirklichen Gegenständen gewiß nicht gleichartig, die sie bezeichnen, und auch die Beziehungen zwischen den Begriffen sind nicht gleich den Beziehungen der Dinge, denn in die letzteren gehen immer zeitliche, meist auch räumliche Momente ein, und begriffliche Relationen sind unräumlich und unzeitlich. In dem Urteil „der Stuhl steht rechts vom Tisch“ wird doch nicht der Begriff des Stuhles rechts vom Begriff des Tisches gestellt. So zerschmilzt der Begriff der Übereinstimmung vor den Strahlen der Analyse, insofern er Gleichheit oder Ähnlichkeit bedeuten soll, und was von ihm übrig bleibt, ist allein die eindeutige Zuordnung. In ihr besteht das Verhältnis der wahren Urteile zur Wirklichkeit, und alle jene naiven Theorien, nach denen unsere Urteile und

kennen, nach Ihren eigenen Grundlagen nicht, und ebenso nicht die späteren z.T. sehr wichtigen Folgerungen, die Sie mehrfach daraus ziehen, dass die Begriffe in reiner blosser Zuordnung den Gegenständen zugeteilt würden. S. 66<sup>112</sup> oben setzen Sie dies Prinzip der *reinen* Zuordnung noch besonders (als das Ihrige) als besondern einfach der *Russell'schen* Auffassung entgegen, und meinen überdies, es empfehle sich auch dadurch, dass reine Zuordnung ausser der einfachsten auch die *allgemeinste* Relation sei. Ich glaube, dass das nicht stimmt. Muss man nicht so schreiben?



Sicher handelt es sich hier um eine Grundfrage der Erkenntnislehre. Ich habe grosse Lust, mit Ihnen einmal über Relationstheorie zu sprechen; es hat mir leid getan, ausser mehr gelegentlichen Bemerkungen über dies Gebiet erst zum Schluss des Buches nähere Ausführungen darüber zu finden.

Aber glauben Sie vor allem nicht, dass ich Ihnen das aus Rechthaberei schreibe. Die Übungen verlaufen so schön bisher, wie das ohne Ihr Buch kaum hätte gelingen können, und ich habe den Studenten wiederholt eindringlich gesagt, wie sehr es aus einem Klarheits- und Sauberkeitsbedürfnis erwachsen ist, dass ein geschulter Physiker gegenüber dem üblichen philosophischen Wust schon fühlen konnte.

Mit den besten Grüßen Ihr sehr ergebener

W. Koehler.

---

Begriffe die Wirklichkeit irgendwie „abbilden“ könnten, sind grundsätzlich zerstört. Es bleibt dem Worte Übereinstimmung hier kein anderer Sinn als der der eindeutigen Zuordnung.“ (Moritz Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*. Berlin: Springer 1918, S. 57; jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 1, hrsg. von Hans Jürgen Wendel und Fynn Ole Engler, Wien/New York: Springer 2009)

<sup>112</sup> An dieser Stelle lautet es: „Der große Vorzug der hier vertretenen Ansicht scheint mir darin zu liegen, daß sie sich nur auf die Beziehung der reinen Zuordnung stützt, d. i. die einfachste und allgemeinste aller Relationen. Um den so erreichten Vorteil recht gewahr zu werden, vergleiche man sie mit einer Wahrheitstheorie, die ganz auf den eigentümlichen der Relationsarten aufgebaut ist, etwa mit der geistreichen Ansicht von B. Russel (The Problems of Philosophy, Chapt. XII). Hier muß die Durchführung des Vergleichs unterbleiben, da unsere Untersuchungen mit keinerlei vermeidlichen kritischen Betrachtungen belastet werden sollen.“ (Ibid., S. 66)

5 MORITZ SCHLICK AN WOLFGANG KÖHLER<sup>113</sup>

Rostock, 5. Juni 1921

Sehr verehrter Herr Kollege,

haben Sie herzlichen Dank für ihre freundlichen Mitteilungen, und entschuldigen Sie bitte, daß ich erst jetzt darauf antworte. Ich war mit der Fertigstellung einer unerfreulichen Arbeit beschäftigt, die vertragsgemäß in dieser Woche an den Verleger abgeliefert werden sollte, und mich während der letzten 14 Tage so in Anspruch nahm, daß ich schlechthin jede Ablenkung vermeiden mußte. Jetzt ist das Manuskript glücklich fort, und wenn es nun auch eine Menge liegengebliebener Sachen zu erledigen gibt, so habe ich doch wieder Zeit zum Korrespondieren. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar für Ihre Einwände, denn sie geben mir Gelegenheit, einiges noch einmal durchzudenken und besser zu formulieren, was ich bisher verkehrt oder unklar ausgedrückt hatte. Bis jetzt bin ich noch voller Hoffnung, daß es auf meiner Seite nur einer größeren Sauberkeit der Terminologie und einer deutlichen Hervorhebung versteckterer Zusammenhänge zwischen meinen Aufstellungen bedarf, um die Schwierigkeiten wegzuschaffen. Dabei scheint sich mir herauszustellen, daß die von Ihnen herangezogenen Einsichten auch von meinem Standpunkt aus anerkannt werden können, ohne daß er prinzipiell verschoben werden müßte. Ob ich mich darin täusche oder vielleicht Ihre Einwendungen nicht ganz richtig auslege – darüber bitte ich um gelegentliche freundliche Rückäußerung. Den eigentlichen Inhalt des Buches habe ich natürlich sehr genau im Kopfe; weniger die einzelnen Formulierungen an den verschiedenen Stellen; deshalb gehe ich wohl am besten aus dem Kopfe auf Ihre Bemerkungen ein, ohne erst durch zeitraubendes Herumblättern nach den Stellen zu suchen, die Ihren Bedenken unmittelbar zugrunde liegen mögen.

Sie konstatieren erstens, daß drei verschiedene Dinge bei mir als Erkennen bezeichnet werden: a) die reine Zuordnung, b) das Wiederfinden, c) die Feststellung von Zusammenhängen. Es steht damit nach meiner Ansicht folgendermaßen: Erkenntnis im vollständigen Sinne des Wortes besteht darin, daß ein (aus möglichst wenigen Elementen aufgebautes) Zeichensystem einem Gebiet von Gegenständen zugeordnet ist. Hierzu aber sind gewisse Voraussetzungen unerläßlich: da eindeutige Zuordnung heißt, daß „demselben“ Gegenstand immer dasselbe Zeichen entsprechen soll, so ist sie nur möglich, wenn jeder Gegenstand von allen übrigen unterschieden und jedesmal als der gleiche *wiedererkannt* wird. Also ohne Wiederfinden keine Zuordnung. Diese primitivste Art des Erkennens ergibt noch kein eigentliches *System*, sondern nur eine Menge von unabhängigen Einzelzuordnungen, es gäbe so viele Zeichen wie unterscheidbare Gegenstände, und ihre Zahl ließe sich nicht reduzieren – wenn nicht noch eine andere Bedingung erfüllt wäre. Sie besteht darin, daß die Erkenntnisgegenstände nicht von vornherein bestimmte fest abgegrenzte Einheiten sind, sondern daß es von den Umständen abhängt, welche Elemente der Erlebnismannigfaltigkeit gerade zu „einem“ Gegenstände zusammengefaßt sind (hier ist es wohl, wo die *Gestalten* in erster Linie hineinspielen). Damit ist nun das gegeben, was wir als „Zusammenhang“ bezeichnen: dasselbe Element kann verschiedenen Gegenständen angehören; und schließlich gelingt es bei passender Wahl des Standpunktes, in allen Gegenständen eines Gebietes *dieselben* ganz wenigen Elemente in steter Wiederholung wiederzufinden. Also auch ohne Zusammenhänge

---

<sup>113</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-14.

keine Zuordnung (vielleicht von der primitivsten Stufe abgesehen). So sind Zuordnung, Wiederfinden des Gleichen und Zusammenhang ganz untrennbar verknüpft, und zwar auch in umgekehrter Richtung, denn einen Zusammenhang, eine Gleichheit feststellen heißt eben: gedanklich oder sprachlich eine Zuordnung vollziehen. Es ist ja streng genommen eine Äquivokation, jedes einzelne von diesen Momenten mit dem Namen Erkenntnis zu belegen: da aber keines von ihnen selbständig ohne das andere sein kann, so scheint es, daß sich sachlich keine schädlichen Missverständnisse daraus ergeben müssen. Wenn ich an irgendwelchen Stellen von „reiner“ Zuordnung gesprochen habe, so ist damit nicht ein Zuordnen ohne Wiederfinden gemeint, denn es ist, wie gesagt, die Vorbedingung der Eindeutigkeit. Finden sich in dem Buche wirklich Stellen, an denen von der Erkenntnis so gesprochen wird, als bedürfe es für die Zuordnung keiner Basis in sachlichen Zusammenhängen, wie sie z.B. S. 62<sup>114</sup> ausdrücklich gefordert werden? Die Sachbeziehungen spielen also auch für mich eine große Rolle, ja sie sind schließlich das einzige, worauf alle Erkenntnis sich richtet. Aber dies scheint mir kein Hindernis zu sein, den Erkenntnisbegriff so festzulegen wie ich es getan habe, er scheint mir im Gegenteil alles Notwendige und Hinreichende richtig zu umfassen. Wie es sich nämlich auch mit den sachlichen Beziehungen verhalten möge: konstatiert werden sie nur in der eben angedeuteten Weise durch Gleichheiten, nur durch das Wiederfinden gehen sie in unser Wissen über.

Damit kommen wir zu dem zweiten Haupteinwand. Wenn das Feststellen einer Ähnlichkeit oder Gleichheit Erkenntnis bedeutet, warum dann nicht auch das Konstatieren jeder anderen Relation? Darauf ist zu antworten, daß der Gleichheit eben tatsächlich eine ganz ausgezeichnete Stellung zukommt. Ohne sie gäbe es, wie vorhin erläutert, keine Eindeutigkeit der Zuordnung. Es würde nichts Erkenntnisartiges existieren, wenn Gleichheiten in der Welt fehlten; jede andere Relation aber könnte man sich wohl fortdenken. Vor allem aber: das *Feststel-*

---

<sup>114</sup> Dort heißt es: „Würde also jeder Tatsache, jedem Gegenstande der Welt sein besonderes Zeichen zugeordnet, so hätten wir lauter isolierte Wahrheiten, die wir einzeln lernen müßten [...]. Unsere Wahrheiten wären gleichsam lauter diskrete Punkte, sie bildeten kein zusammenhängendes System; und nur in einem solchen ist Erkenntnis möglich, denn ein Wiederfinden des einen im anderen setzt einen durchgehenden Zusammenhang voraus. Also nicht von dieser Art ist unsere Bezeichnung der Tatbestände durch Urteile, sofern sie Erkenntnis enthalten. Wir brauchen nicht besonders zu lernen, welche Tatsache durch ein bestimmtes Urteil bezeichnet wird, sondern wir können es dem Urteil selbst ansehen. Das Erkenntnisurteil ist eine *neue* Kombination von lauter *alten* Begriffen. Die letzteren kommen in zahllosen anderen Urteilen vor, von denen uns einige (z. B. ihre Definitionen) schon vorher bekannt sein mußten; sie bilden die Verbindungsglieder, durch die das Neue in das große System der bekannten Urteile eingeordnet wird, welches den Bestand unserer Erfahrungen und unserer Wissenschaften bildet. Kraft des Urteilszusammenhanges kommt also der neuen Wahrheit ein ganz bestimmter Platz im Kreise der Wahrheiten zu: die ihr entsprechende Tatsache erhält dadurch den Platz zugewiesen, den sie kraft des Tatsachenzusammenhanges im Reiche der Wirklichkeit einnimmt. Und eben dadurch, daß das Urteil diesen Platz uns anzeigt, wird die Tatsache oder der Gegenstand *erkannt*. So ist es der Strukturzusammenhang des Systems unserer Urteile, welcher die eindeutige Zuordnung bewirkt und ihre Wahrheit bedingt; und allein der Ort, den ein Satz in unserem Urteilssystem einnimmt, belehrt uns darüber, welche Tatsache er bezeichnet.“ (Schlick, *Erkenntnislehre*, 1918, S. 61 f.)

len einer beliebigen Relation ist in der Tat auch nach meiner Auffassung Erkenntnis, aber worin besteht es? Eine Beziehung feststellen heißt doch: sie als die und die bestimmte bezeichnen, und dies kann nur bedeuten, daß sie andern vorgekommenen Relationen *gleichgefunden* wurde. So scheint mir, daß man sich immer wieder auf denselben Punkt zurückgeführt sieht, wenn man das Wesentliche des Erkenntnisprozesses durch eine Definition zu fassen sucht.

Ihrer Bemerkung, daß es beim Erkennen doch nicht darauf ankommen könne, daß der beim Wiederfinden benutzte Begriff schon früher gebildet war, stimme ich vollkommen zu, denn es würde sich da in der Tat um ein rein zufälliges anthropomorphes Moment handeln, das mit der Sache selbst nichts zu tun hat. Ich glaube dies aber auf S. 9 f.<sup>115</sup> ganz deutlich auch berücksichtigt zu haben durch einige Bemerkungen, die gegen die Ansicht von Mach und Ostwald gerichtet waren, wonach erkennen nur dort vorliegen soll, wo das Unbekannte auf etwas *Vertrautes* zurückgeführt wird. Es kann ebenso gut das Altbekannte durch das überraschende Neue erklärt werden. Freilich müssen beide Glieder irgendwie gegeben sein, bevor der Erkenntnisakt vollzogen werden kann, da sonst die psychologischen Bedingungen dafür fehlten. Ich würde auch nichts gegen Ihre Formulierung einzuwenden haben, daß das Erkenntnismaterial sich *gegenseitig* ordne, aber ich glaube, daß die prinzipielle Gültigkeit meiner Aufstellungen davon garnicht berührt wird. Denn das Gleichfinden und Wiederfinden scheint seine Bedeutung voll zu behalten. Die Ordnung des Systems der Farben z.B. scheint mir nur dadurch ermöglicht, daß wir durch irgendwie *gleichartige* Schritte von einer zur andern fortgehen. In den bekannten räumlichen Darstellungen des Systems, in denen die Farbenähnlichkeiten in Gleichheiten von Entfernungen oder Richtungen übersetzt erscheinen, kann das wohl besonders deutlich werden.

Gewiß werden Ihre Bedenken in bezug auf die besprochenen Punkte durchaus nicht alle beseitigt sein, aber ich hoffe doch, daß unsere Ansichten jetzt weniger entgegengesetzt erscheinen als vorher. Es würde mich wirklich außerordentlich freuen, wenn Sie mir später einmal diesen Eindruck bestätigen würden. Vielleicht wird sich im Laufe der Diskussionen in Ihren Übungen noch manches neue Bedenken und mancher neue Gesichtspunkt ergeben, und Sie wissen, wie sehr Sie mich durch gelegentliche Mitteilungen darüber zu Dank verpflichten würden. Höchst wertvoll wäre es mir natürlich auch, Herrn Wertheimers Meinung über die Dinge zu erfahren. Es wäre sehr schön, wenn einmal eine Gelegenheit zu mündlichem Verhandeln käme.

Mit besten Grüßen und Wünschen und herzlichem Dank Ihr aufrichtig ergebener M. Schlick

---

<sup>115</sup> An dieser Stelle lautet es: „Zunächst sei bemerkt, daß zum Erkennen nur die Zurückführung zweier vorher getrennter Erscheinungen aufeinander gefordert wird; es ist also nicht nötig (wie man häufig meint), dass das Erklärende länger bekannt sein müsse als das Erklärte, dass also der Mensch nur dort Erkenntnis errungen habe, wo gleichsam das Gewohnte im Ungewohnten wiedergefunden worden sei. Das läßt sich leicht an Beispielen aus dem Betriebe der Forschung zeigen. Wenn es etwa der modernen Physik gelingt, mechanische Gesetzmäßigkeiten auf elektromagnetische zurückzuführen, so bedeutet das genau ebensogut eine Erklärung, einen Erkenntnisfortschritt, als wenn das früher so oft versuchte umgekehrte Verfahren, nämlich die mechanische Erklärung der Elektrizität, gelungen wäre, obgleich die mechanischen Gesetze sehr viel länger bekannt und dem menschlichen Geist sehr viel vertrauter sind als die elektrischen.“ (Ibid., S. 9 f.)

Berlin, 5. Juli 1921.

Sehr geehrter Herr Schlick!

Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung dafür, dass ich Ihre freundlichen Auseinandersetzungen so lange nicht beantwortet habe und auch heute nur danke und bestens grüsse. Dies Semester ist etwas anstrengend verlaufen und ich bringe eben die Kraft zu genauerem Eingehen auf Ihr Schreiben nicht auf, so sehr mich sein Inhalt interessiert. – Nur kurz möchte ich sagen: Wenn das Zuordnen von Begriffen zu Gegenständen und von Relationen der Begriffe zu Relationen von Gegenständen zuletzt auf ein Wiederfinden jener in diesen zurückführt, dann steht doch das Ergebnis des Erkennens nicht so *rein* als ein Zeichensystem (wie das der Telefonnummern) den Gegenständen ganz fremd gegenüber, wie das S. 57<sup>117</sup> Ihre Meinung zu sein scheint. Irgend etwas von „Abbildung“ ist dann doch im Erkennen gelegen, wobei ja in der „Abbildung“ wie in vielen Abbildungen der Mathematik für sehr viele Momente keinerlei Ähnlichkeit erhalten zu bleiben braucht. Schon die Forderung (S. 58),<sup>118</sup> dass verschiedenen Tatsachenklassen nicht dieselben Urteile und identischen Tatsachenklassen nicht verschieden Urteile zugeordnet sein sollen, gibt doch allererste Abbildungsverhältnisse zwischen Tatsachen und Urteilen.

Eine mündliche Diskussion würde Wertheimer und mir wie Ihnen bei weitem am willkommensten sein. Aber in diesem Semester wird wohl nichts mehr daraus. Den Winter über bin ich wohl noch in Berlin, ob länger, das wird sich in einigen Wochen wohl endlich entscheiden.

Wollen Sie mich bitte den Herren S. Becher und D. Katz bestens empfehlen!

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

---

<sup>116</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-5.

<sup>117</sup> Vgl. dazu S. 57, Fußnote 111.

<sup>118</sup> Dort heißt es: „Wenn diese Bestimmung richtig ist, so kann ein falsches Urteil nichts anderes sein, als ein solches, das eine Mehrdeutigkeit der Zuordnung verschuldet. Dies läßt sich in der Tat sehr leicht bestätigen. Nehmen wir etwa, um an unser altes Beispiel anzuschließen, das falsche Urteil: „Ein Lichtstrahl besteht in einem Strome schnell bewegter Körperchen“ (dieser Satz entspricht bekanntlich der Newtonschen Emissionstheorie des Lichtes), so werden wir bei Prüfung aller Tatsachen, die die physikalische Forschung uns kennen gelehrt hat, bald gewahr, daß dieses Urteil keine eindeutige Bezeichnung der Tatbestände ermöglicht. Wir würden nämlich finden, daß hierbei zwei verschiedenen Tatsachenklassen dieselben Urteile zugeordnet wären, daß also eine Zweideutigkeit vorläge. Es wären ja einerseits die Tatsachen, bei denen es sich wirklich um bewegte Korpuskeln handelt, wie etwa Kathodenstrahlen, andererseits die Tatsachen der Lichtfortpflanzung durch dieselben Symbole bezeichnet.“ (Schlick, *Erkenntnislehre*, 1918, S. 58)

7      **WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK**<sup>119</sup>

Berlin, 30. Juli 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Haben Sie schönen Dank für Ihre Karte! Die Erkenntnistheorie muss nun doch wohl einmal mündlich behandelt werden; leider wird das erst möglich sein, wenn das Winter-Semester begonnen hat; denn nächste Woche gehe ich für längere Zeit aufs Land zu meiner Familie. –

Besten Dank auch für Ihre Glückwünsche! Ich gehe gern nach Göttingen, schon weil Born und Franck dort sind, die ich gut kenne. Was hier wird, kann zur Zeit niemand sagen; jedenfalls soll ich trotz der Ernennung für Göttingen den Winter über noch wie bisher das hiesige Institut leiten; inzwischen werden Fakultät und Behörde den Fall genauer behandeln können.

Nach Mitteilung von Herrn Ferd[inand]. Springer hat man mir doch den richtigen Preis für Ihr Buch abverlangt; die Zuschläge sind abnormal gestiegen (im Frühjahr).

In dem ersten Doppelheft unserer neuen Zeitschrift (das dieser Tage herauskommt) werden Sie eine sehr zusammengedrückte Darstellung unserer Ketzereien von Wertheimer finden.<sup>120</sup> Ich bin äußerst gespannt, was Sie dazu sagen werden. Aber freilich, es ist nur ein Auftakt; ein endgültiges Urteil werden Sie sich erst im Verlauf der Dinge bilden können.

Mit besten Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

---

<sup>119</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-6.

<sup>120</sup> Max Wertheimer, „Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. I. Prinzipielle Bemerkungen“, in: *Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften*, Erster Band, Hefte 1 und 2, S. 47–58 (der erste Band wurde am 18. August 1921 ausgegeben).

8 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>121</sup>

Braunlage (Harz), 15. September 1921.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Durch die Übersendung der Helmholtz'schen Schriften haben Sie mir wirklich eine grosse Freude gemacht.<sup>122</sup> Dass Sie sich entschlossen, Anmerkungen hinzuzufügen, steigert den Wert der Ausgabe ausserordentlich: man würde sonst durch die Ausdrucksweise des Autors gelegentlich in die Irre geführt; so aber kommt eine Klarheit und weite Übersicht zustande, die die Lektüre zum wahren Genuss macht.

Ich hatte von diesen Schriften seit Jahren nichts gelesen und bin verblüfft von dem Gegensatz zu den sinnesphysiologischen Werken H[elmholtz].',s, welche einen doch gegenwärtig vielfach sehr fremd anmuten. In *diesen* hier ist eine klassische Art, die mich stark an Riemann und Einstein erinnert, und zugleich von modernstem Geist im besten Wortsinn.

Wie steht es eigentlich mit K[iel]? Ist man einsichtig genug, Sie zu wählen? Ich wünsche es Ihnen aufrichtig!

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Koehler.

---

<sup>121</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-7.

<sup>122</sup> Hermann von Helmholtz, *Schriften zur Erkenntnistheorie*, hrsg. und erläutert von Paul Hertz und Moritz Schlick, Berlin: Springer 1921.



9 *MORITZ SCHLICK AN WOLFGANG KÖHLER*<sup>123</sup>

29.V.22

Ich habe mit größter Freude gehört, dass Hr. Katz in Rostock<sup>124</sup> die beste Aussicht hat, als Ihr (oder eigentlich G. E. Müllers) Nachfolger an die Spitze der Liste zu kommen. Da ich seine Persönlichkeit und Schriften gut kenne, darf ich mir das Urteil erlauben, dass ich ihn in der Tat für den bei weitem geeignetsten Mann halte, der für diese Stellung zu haben ist. Durch die besondere Richtung seiner Begabung + Arbeit, durch die unübertreffliche Solidität seines Forschens + seines ganzen Wesens erscheint er wie kein anderer geeignet, die Traditionen der Müllerschen Schule fortzusetzen. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich in dieser Angelegenheit spontan meine Meinung äussere, zu der ich kaum befugt erscheine, aber es drängt mich gerade, sie auszusprechen, weil ich mich für Herrn Katz freue, dessen Person mir sehr wert ist, und weil mir merkwürdigerweise erzählt wurde, ich hätte mich für eine andere Besetzung der Göttinger Liste ausgesprochen (eine Anmaßung, die mir wahrlich nie in den Sinn gekommen wäre)<sup>125</sup>

---

<sup>123</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-15.

<sup>124</sup> Hier war Göttingen gemeint.

<sup>125</sup> An dieser Stelle bricht der Brief, der offensichtlich nur einen Auszug darstellt, ab.

10 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>126</sup>

Berlin, 1. Juni 1922

Sehr verehrter Herr Schlick!

Haben Sie herzlichen Dank für das Vertrauen, das sich in Ihren beiden Briefen äussert. Leider war es mir einer zu festem Termin abzuliefernden Abhandlung wegen ganz unmöglich, Ihnen früher zu antworten.

Hoffentlich können Sie Wien annehmen. Ich höre von allen Seiten so Schönes von dieser Stadt, dass ich Ihnen die Übersiedlung herzlich wünschen möchte. Überdies ist mein älterer Bruder in ganz ähnlicher Lage wie Sie, da er als Kunsthistoriker hingehen soll. Sie würden beide am gegenseitigen Kennenlernen Gewinn haben.

Was nun die Nachfolge in Kiel betrifft, so wünschen Sie zunächst ein Urteil über Herrn Wittmann. Das ist sehr einfach, da Sie fast alles, was ich von ihm sagen möchte, schon selbst an mich geschrieben haben. In der Tat kommt es ihm vielmehr auf die – von ihm mit größtem Eifer betriebene – Sammlung von „auffälligen“ Einzelbeobachtungen an als auf ein planmässiges Vorwärtsgehen zur Entscheidung theoretisch wesentlicher Fragen. Auch Sie scheinen zu meinen, dass er innerhalb dieser Beschränkungen ganz ordentlich arbeitet. Aber die Sache hat noch einen Haken: Dass nämlich nicht im Sinn strengen Entscheidens zwischen konkret entworfenen theoretischen Möglichkeiten geforscht wird, rührt bei Herrn Wittmann von der Überzeugung her, dass es soetwas wie strenges Verstehen und Erklären und Entscheiden im *positiven* Sinn für die Psychologie garnicht geben könne. Es sei der Vorzug (!) des Psychischen, sozusagen nicht positiv aufklärbar zu sein, und so werden die vielen Beobachtungen eigentlich nur gemacht, um zu demonstrieren: „Seht Ihr, so sonderbare Dinge gehen im Psychischen vor! Da ist es nichts mit positiven Theorien“. – Dass ich dergleichen nicht gerade empfehlen kann, bedarf kaum eines Wortes. Was dabei für Leute *anderen* Geistes an sehr verwendbarem Erfahrungsmaterial herauskommt, ohne dass Herr Wittmann diese Wirkung beabsichtigt, wird die Zukunft lehren müssen; aber wenn es nicht sein *muss*, so möchte ich davon abraten, Herrn Wittmann im kritischsten Moment der Psychologie-Entwicklung seine negativistische Überzeugung auf Studierende übertragen zu lassen in dem Masse, wie es eben der Ordinarius kann. Das Positive (im Sammeln), das er – wie gesagt, für andre – leisten *kann*, wird er auch in seiner bisherigen Stellung vollauf leisten.

Jedenfalls möchte ich mich nicht für Herrn Wittmann aussprechen, solange die Möglichkeit besteht, einen bedeutenderen Kopf zu Ihrem Nachfolger zu machen als Herrn Wittmann. Nun schreiben Sie, Ihr Nachfolger solle *Philosoph* sein. Umsomehr möchte ich noch einmal und aus vollster Überzeugung *Wertheimer* vorschlagen, weil ich ihn, ganz abgesehen von seiner Bedeutung als Psychologe, für bei weitem den produktivsten und wertvollsten Kopf unter allen Philosophen halte, die z.Z. noch nicht Ordinarien sind. Tatsächlich liegen die Dinge ja so, dass Wertheimer schon seit längerer Zeit mit der philosophischen Grundlegung und der philosophischen Anwendung der Gestalttheorie eigentlich vielmehr beschäftigt ist als mit psychologischen Fragen, übrigens aber auch schlechthin mit Philosophie, insbesondere Logik, in einem Masse, dass wir Psychologen es

---

<sup>126</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-8.

bisweilen fast bedauern. Denn uns liegt natürlich zunächst in der Beseitigung *unserer* Schwierigkeiten. Hier in Berlin ist Wertheimer, wenn man die Wahrheit sagen will, schon seit Semestern eigentlich der Logiker und Erkenntnistheoretiker; das kann man schon an dem ganz ungewöhnlichen Besuch seiner Vorlesung auf diesem Gebiete sehen, die mehr Zulauf haben als die der Ordinarien. – Dass Wertheimer es mit dem Schreiben schwer hat, wissen Sie ja; aber ich denke, auch Sie werden wie ich überzeugt sein, dass das Abmessen einer geistigen Leistung und Fähigkeit nach Druckbogen ein unwürdiges Herkommen aus den vergangenen kläglichen Zeiten der Philosophie ist, wo man unnütze Bücher schrieb, weil man nichts Produktives zu tun wusste. Zum mindesten müsste in einem Fall so ungewöhnlicher Begabung wie dem von Wertheimer der Mangel an voluminösen literarischen Erzeugnissen durch die Tatsache stärkster und wertvollster Einwirkung auf die gegenwärtige Zeitbewegung in persönlicher Lehre für mehr als kompensiert gelten.

Ich schlage also Wertheimer *als Philosophen* vor und bitte Sie, es ihm und meiner Empfehlung nicht als ein Minus anzurechnen, dass wir, Wertheimer und ich, nebenbei auch befreundet sind. Ich würde auch meine besten Freunde nur aus sachlichen Gründen empfehlen und nur soweit, als solche vorliegen.

Irgend eine Schwierigkeit mit Wittmann, weil Wertheimer ausserdem auch Psychologe ist, ist auf keine Weise zu erwarten; schon weil Wertheimer unzweifelhaft Herrn Wittmann in seinem Institut gänzlich ungestört lassen und, falls er einmal etwas experimentieren wollte, es sonst irgendwie oder hier in Berlin während der Ferien tun würde. Ein Schaden kann es doch jedenfalls für den zu berufenden Philosophen nicht sein, wenn er auch in der Psychologie gut zu Hause ist; im Gegenteil halte ich den gegenwärtigen Zustand immer strengerer Personentrennung zwischen den beiden Wissenschaften für überaus gefährlich nach beiden Richtungen.

Und sonst? Herr Reichenbach ist der einzige, der sonst irgend in meinem Gesichtskreis als tauglich hervorgetreten ist; früher oder später sollte er sicher einen Posten von Einfluss haben. Aber freilich, was umfassende philosophische Orientiertheit und Ideenproduktion anbetrifft, hält er für meine Augen doch den Vergleich mit Wertheimer so wenig aus, dass ich ihn in diesem Zusammenhang nur erwähne, weil Sie nach ihm fragen.

Herr Hofmann-Berlin ist ein flauer, langweiliger Mensch, wenn schon gutmütig. Nie wird er etwas Bedeutendes machen. Herr Nelson scheint mir zusehr Eigenbrödler, als dass von seiner Tätigkeit gegenüber der Jugend ein gesunder Einfluss zu erwarten wäre. Utitz' langweiliges und unfruchtbares Brentanistentum verdient einen Ruf noch weniger, die Herren Rothacker und Kowalewski kenne ich zu wenig, um mir ein Urteil zu erlauben. Die Jüngeren hier kramen alle etwas philologisch um Kant u.s.w. herum, dass einen die Kraftlosigkeit erbarmen könnte. So kann ich einen eigenen Kandidaten nicht nennen, abgesehen von Wertheimer, der so ganz herausfällt, dass ich im Ernst *nur* an ihn denken würde, wenn ich selbst mitzusprechen hätte.

Ganz im Vertrauen noch eins: Sollte es für die Kandidatur Wertheimer, die Ihnen ja nach Ihren Worten an sich sehr liegt, irgend *positiv* wirken können, so wäre ich damit einverstanden, dass Sie die Kollegen merken lassen, dass der Staatssekretär Becker, immer noch der ausschlaggebende Mann in den Universitätsfragen, den lebhaften Wunsch hat, Wertheimer eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung zu geben; Becker kennt Wertheimer seit längeren Jahren und hält soviel von ihm, dass er in jedem Gespräch, dass ich in

Dienstsachen mit ihm habe, immer wieder nach der Möglichkeit fragt, ihm eine Professur zu verschaffen. Dergleichen aber muss natürlich mit Vorsicht benutzt werden, auf Grund der Kenntnis aller lokalen Stimmungen dort, und ich schreibe Ihnen nur davon, weil ich ein unbedingtes Zutrauen zu Ihnen habe in all den menschlichen Hinsichten, die hierbei eine Rolle spielen könnten. –

Ihr Urteil über Katz unterschreibe ich mit der kleinen Reservatio, dass ich Katz ein wenig von den Gelehrteneigentümlichkeiten gefärbt finde, die mir das Bild G. E. Müllers etwas stören, vor dem ich sonst grosse Hochachtung habe. Eine Spur von Philistertum kommt mitunter in Katz'schen Schriften zum Ausdruck. Als ich von Göttingen gefragt wurde, habe ich geantwortet, dass von den dort diskutierten Namen Katz unbedingt die erste Stelle verdiene. Ich würde ihm die Berufung sehr gönnen.

Und Ihre freundlichen Worte über die „Physischen Gestalten“<sup>127</sup> Ich bin da ein Stück weiter gekommen inzwischen und hoffe, dass nun bald die konkreten Folgen der veränderten Betrachtungsart, zunächst auf biologischem Gebiet, deutlicher sichtbar werden. Auf die Art glaube ich mehr zu leisten dafür als durch Diskussion über die vorliegenden Anfänge. Mir macht's Spass, dass die Vitalisten ein wenig nervös werden. Die muss es zuerst treffen: ich bin ganz verblüfft, wieviel Seiten des Physikalischen z.B. Driesch ganz übersieht.

Und nun entschuldigen Sie bitte die hastige Schrift! Ich bin schrecklich gehetzt und kann schon garnicht mehr ruhig schreiben. Mit viel Freude würde ich es begrüßen, wenn man sich im Sommer noch einmal sähe. So unmöglich ist's garnicht, dass ich einmal für's Wochenende nach Kiel komme. Wäre's Ihnen recht? Oder haben Sie einen Besuch in Berlin vor?

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Koehler.

---

<sup>127</sup> Wolfgang Köhler, *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung*. Braunschweig: Friedrich Vieweg & Sohn 1920.

11 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>128</sup>

Berlin, 12. Juni 1922

Sehr verehrter Herr Schlick!

Entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihren freundlichen Brief nur in Eile und Kürze beantworte, da es wieder schlimm mit meiner Zeit steht.

Ich fragte Wertheimer wegen des historischen Kollegs. Er hat wiederholt Geschichte gelesen, und zwar besonders die der frühesten Zeiten, Philosophieentwicklung bei den exotischen Kulturvölkern (Asien), bei den Naturvölkern; dann (als einer der besten Kenner des Gebiets) Philosophie im Mittelalter, deren Geschichte er im Logikkolleg genau zu behandeln pflegt; endlich Philosophie der neueren Zeit (Entstehung der Erkenntnistheorie u.s.w.). Er würde nicht viel an seinem bisherigen Lehrverhalten in Berlin zu ändern haben, um den dort in Kiel gestellten Ansprüchen zu genügen. Ich bin in der Lage, ausdrücklich zu erklären, dass Wertheimer mit der grössten Bereitschaft und Lust zur Sache jedes zweite Semester ein historisches Philosophiekolleg lesen würde.

Ferner halte ich es für gut, nochmals ausdrücklich zu betonen, dass Wertheimer Herrn Wittmann und sein Institut vollkommen ungestört lassen, keinerlei Ansprüche auf dessen Mittel erheben, kurz, in die Rechte von Martius und Wittmann in keiner Weise eingreifen würde. Auch in diesem Punkt habe ich Wertheimer geradezu befragt und diese Auskunft erhalten.

Sie fragen noch, welche philosophischen Autoritäten zu befragen wären. Ich schlage vor: Cornelius (Frankfurt a.M.), Troeltsch (Berlin), Spranger (Berlin), v. Aster (Giessen), Husserl (Freiburg), Scheler (Köln).

Weitere Auskünfte werde ich jederzeit gerne geben. – Über meinen Bruder kann ich noch wenig sagen, da die kunsthistorische Stelle das Kampfbjekt der verschiedenen persönlichen Strebungen ist, und, wie es mit den Wiener Berufungen öfter zu gehen scheint, gerade eine Zeit dauernden Schweigens der dort massgebenden Stellen eingetreten ist. Mein Bruder teilt auf Grund einer Besprechungsreise nach Wien und der dort (vor allem auch *ausserhalb* des Ministeriums) gewonnenen Eindrücke im Ganzen Ihren Optimismus durchaus. Pessimisten sind dort anscheinend diejenigen, welche der freilich vorhandene *Unsicherheitskoeffizient* beunruhigt; inzwischen *leben* die Herren ein Jahr nach dem andern ganz gut, und soviel man sieht, wird die *Universität* immer am ersten (von *ausserhalb*) versorgt, wenn Not ist.

Den Besuch in Kiel behalte ich als erfreulichste Aussicht im Auge. Eine Postkarte würde doch als vorherige Nachricht genügen?

Mit herzlichen Grüssen,

Ihr sehr ergebener  
W. Koehler.

---

<sup>128</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-9.

12 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>129</sup>

Berlin, 27. Juli 22.

Sehr verehrter Herr Schlick!

Toeplitz schreibt mir eben, dass Sie sich endgültig für Wien entschieden haben. Möchte das zum Guten sein; ich wünsche es Ihnen herzlich! Mein Bruder hat, glaube ich, immer noch keine definitive Nachricht.

Ich erfahre aber auch von Herrn T[oeplitz]., wie entschieden und stetig Sie für meinen Freund Wertheimer eingetreten sind bis zuletzt. Das werde ich Ihnen nicht vergessen; denn sicher[?] war es nicht leicht, den Antisemiten à tout prix so tapfer zu begegnen. Wenn Sie nun noch ein Separat-Votum abgeben sollten, so tun Sie uns – auch mir – einen sehr grossen Gefallen, insofern dann das Ministerium doch erfährt, dass ohnehin und besonders auf Grund der Gutachten [es] W[ertheimer]. an sich durchaus verdiente, an erster Stelle genannt zu werden. Von demjenigen, dessen Posten zu besetzen ist, wird das natürlich am wirksamsten vorgebracht. Wenn Sie auf die Gutachten hinweisen und darauf, dass die 3 an erster Stelle stehenden uns eigentlich noch garnicht recht bekannt sind, so wird das *neben Ihrem persönlichen Urteil* gewiss das Richtige sein. Ich denke, dass Ihr Votum für die Zukunft von Nutzen sein kann.

Noch einmal sehr herzlichen Dank und die besten Grüsse! Und verzeihen Sie den hässlichen Wisch; ich hatte eben nichts Anderes.

Ihr sehr ergebener  
W. Koehler.

(Schreibe eilig kurz vor einer Reise.)

---

<sup>129</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-10.

13 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>130</sup>

Berlin, 9. Januar 1924.

Sehr verehrter Herr Kollege,

Mit meinen besten Wünschen für 1924 muss ich Ihnen leider eine Mitteilung zukommen lassen, die ich selbst nicht gern mache und die Sie hoffentlich nicht gern hören. Ich habe in den letzten Wochen gesehen, dass meine Kräfte für noch eine Betätigung ausser Vorlesungen, Institut, literarischen Verpflichtungen, Psychol. Forschung nicht ausreichen. Würde ich noch etwas hinzunehmen, so könnte ich keine meiner Aufgaben mehr ordentlich lösen und würde mein Leben ruinieren. Es gehört dazu, dass man Herr seiner Tätigkeiten bleibt; schon jetzt werde ich von den Anforderungen aller Augenblicke stärker hin- und hergezerrt, als mir würdig erscheint. Deshalb bitte ich Sie – Herrn Reichenbach und Dr. Springer habe ich eben auch geschrieben –, Sie möchten es mir nicht übel nehmen, wenn ich entgegen meiner früheren Zusage nun doch nicht Mitherausgeber bei dem geplanten philosophischen Unternehmen sein kann. Ausser meinem Mangel an Zeit und Kraft wirkt zu meinem Entschluss noch etwa mit, dass sich in Korrespondenz mit Herrn Reichenbach allmählich eine stärkere Verschiedenheit der Ansichten über das Unternehmen gezeigt hat, als ich vorausgesetzt hatte; wir denken über die Lage der Philosophie in der Gegenwart und über die wesentlichen Aufgaben anscheinend recht ungleich. Infolgedessen fehlt es mir nun an dem inneren Trieb zu der Sache, ohne den man nicht mittun soll. Ich muss freilich bedauern, dass ich nicht früher genauer prüfte, wie es mit alledem steht; dann hätte ich nicht erst zugesagt.

Herrn Dr. Springer habe ich gebeten, auch weiterhin nur danach zu handeln, dass ein Bedürfnis nach einer ordentlichen philosophischen Zeitschrift vorliegt, und meinen Rücktritt als so unwesentlich zu betrachten, wie er wirklich ist.

Ich denke aber, bald eine Gelegenheit zur Mitarbeit durch einen philosophischen Beitrag zu finden, und hoffe, Sie werden mir dann die Tür der neuen Gründung nicht verschliessen. Vielleicht wäre es ganz gut für die gegenwärtige Lage, wenn wir beide einmal einen Punkt, der uns beide nahe angeht, am besten aus der Erkenntnistheorie, öffentlich miteinander diskutierten.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

---

<sup>130</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-11.

14 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>131</sup>

Berlin, 27. Nov. 1926

Sehr verehrter Herr Kollege,

Ich habe mich sehr gefreut, endlich wieder von Ihnen zu hören und zugleich zwei so interessante Schriften von Ihnen zu erhalten. Die „Naturphilosophie“<sup>132</sup> kam mir für mein Kolleg in diesem Semester (Einführung in die Philosophie) besonders gelegen. Soweit ich bisher sehe, habe ich nur eins zu bedauern, nämlich dass der Abschluss Ihrer Schrift vor Schrödingers letzten Arbeiten gelegen hat. Ich hätte gern gesehen, wie Sie sich zu ihnen stellen. Schrödinger selbst hielt im Sommer einen Vortrag hier, der vorzüglich wirkte, aber viel mehr die mathematische Seite als die physikalische behandelte.

In Ihrer erkenntnistheoretischen Schrift<sup>133</sup> scheinen Sie doch nicht so absolut auf dem Standpunkt reiner Zuordnung zu stehen, wie ich dachte. Denn wenn in der „Form“ des in Erkenntnis Zugeordneten Übereinstimmung mit dem untersuchten Gegenstand oder Vorgang möglich ist, so ist das am Ende alles, was an Übereinstimmung überhaupt und zuletzt interessieren kann, damit zugleich doch eine Annäherung an ein „Abbildverhältnis“. Und vielleicht ist, was da als Form gefasst wird, auch das Entscheidende für das „Erleben“. So sehen wir es in der Gestalttheorie, und Sie sind wohl nicht so weit von uns entfernt, wie ich mitunter dachte.

Mit Neid höre ich, dass Sie so gut mit Ihren Arbeitsbedingungen zufrieden sind. Ein Berliner Institutschef und Ordinarius wird von dem Drum und Dran seiner Stellung langsam verbraucht, bis er ein (angesehener, aber für ernste Leistung unfähig gewordener) Laufbur-sche von jedermann ist. Ich habe mich schon wiederholt mit dem Gedanken einer Desertion getragen.

Möchte Sie bald einmal Ihr Weg nach Berlin führen!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

<sup>131</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-12.

<sup>132</sup> Moritz Schlick, „Naturphilosophie“, in: Max Dessoir (Hrsg.), *Lehrbuch der Philosophie*, Bd. 2: *Die Philosophie in ihren Einzelgebieten*. Berlin: Ullstein 1925, S. 393–492.

<sup>133</sup> Moritz Schlick, „Erleben, Erkennen, Metaphysik“, in: *Kant-Studien*, Bd. 31 (1926), S. 146–158 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 33–54).



PSYCHOLOGISCHES INSTITUT  
DER UNIVERSITÄT

BERLIN C2, SCHLOSS

DEN 27. Nov. 1926.

Sehr geehrter Herr Kollege,

Ich habe mich sehr bemüht, endlich wieder von Ihnen zu hören und zugleich bei so interessanten Schriften von Ihnen zu erhalten. Die „Metaphysik“ kann mir für mein Kolleg in diesem Semester (Lehrf. i. d. Philos.) besonders gelegen sein. Ich habe sie, habe ich mir eine zu bedanken, nämlich dem der Abhandlung über die Philosophie der letzten Arbeiten gelesen hat. Ich hätte von Ihnen, wie Sie sich zu ihnen stellen. Ich selbst hielt im Sommer einen Vortrag hier, der vorzüglich über die, aber nicht mehr die mathematische Seite als die physikalische behandelt.

In Ihrer erkenntnistheoretischen Schrift scheinen Sie doch nicht so absolut auf dem Standpunkt einer Zuordnung zu stehen, wie ich dachte. Denn wenn in der „Form“ der in Erkenntnis zugeordneten Unbestimmtheit mit dem unvollständigen Gegenstand „oder Versetzung“ möglich ist, so ist das auch gerade alles, was an Unbestimmtheit überhaupt und zuletzt interessieren kann, damit zugleich doch eine Annäherung an ein „Abbild-Verhältnis“. Und schließlich ist, was Sie als Form gefasst sind, auch das Entscheidende für das Leben. So stehen Sie in der Gestalttheorie, und Sie sind wohl nicht so weit von mir entfernt, wie ich mir dachte.

Ich habe auch von Ihnen, dass Sie so gut wie Ihren Arbeitsbedingungen zufrieden sind. Ein brillanter Mathematiker und Ordinarius wird von dem Herrn und Frau meine Stellung langsam betrachtet, bis er ein (ausgehender) für meine Leistung unfähig (worden) Kaufmann um Todesschein ist. Ich habe mich schon wiederholt mit dem Gedanken einer Dissertation beschäftigt.

Möchte Sie bald einmal in Leipzig oder Berlin besuchen!

Mit herzlichen Grüßen

Meine sehr ergebene

W. Köhler.

Kopie an Mulder  
Mein 72

13. März 1934.

Sehr verehrter Herr Kollege,

schon seit langem wollte ich Sie fragen, ob Sie nicht Lust hätten, für die von Philipp Frank und mir herausgegebene Sammlung der „Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung“ einen kleinen Band zu verfassen.

Es liegt mir viel daran, eine langweilige Einseitigkeit der Sammlung zu vermeiden, und ich möchte gern den Umkreis der behandelten Stoffe nach der psychologischen Seite hin erweitern. Hier in Wien gibt es wenig vernünftige Psychologie; vor allem fehlt ihr die gesunde philosophische Orientierung. Ich erlaube mir daher, mich an Sie zu wenden, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich es schätzen und begrüßen würde, wenn Sie sich entschlossen, einen Beitrag zu unserer Sammlung zu liefern. Sie würden unserm Unternehmen einen sehr großen Dienst erweisen, denn es ist nötig, es vor pedantischer Verflachung zu bewahren. Vielleicht haben Sie den Wunsch (oder möglicherweise kann diese Anfrage ihn erwecken), ein allgemeineres Thema vom Standpunkte der Gestalttheorie zu behandeln; es wäre herrlich, wenn Sie einen solchen Wunsch erfüllen wollten, indem Sie zugleich uns helfen. Ich würde mich ausserordentlich freuen, wenn Sie ein Thema vorschlagen wollten.

Ich erlaube mir Ihnen zur Orientierung den Entwurf einer Vorrede<sup>135</sup> zu dem noch nicht erschienenen I. Band zu senden. Freilich ist diese Vorrede veraltet, denn sie wurde 1928 geschrieben und muss verbessert und ergänzt werden, um zu dem Bande in seiner jetzigen Gestalt zu passen, der im Herbst dieses Jahres erscheinen soll – aber Sie können doch danach entscheiden, ob der Geist der Sammlung Ihnen so zusagt, dass Sie uns ein Bändchen aus Ihrer Feder anvertrauen wollen.

Mein früherer Schüler Herr Lindemann erzählte mir, dass er sich wegen der Publikation einer Arbeit in Ihrer Zeitschrift an Sie gewandt hat. Ich fühle das Bedürfnis, mich ein wenig zu entschuldigen, weil ich ihn auf seine wiederholten Fragen nach Publikationsmöglichkeiten auch auf die Zeitschrift hingewiesen habe, obgleich ich sie nicht wirklich für publikationswürdig hielt. Er ist ein sehr strebsamer, netter Herr von über 50 Jahren, den ich nicht das Herz habe endgültig zu entmutigen. Vielleicht bringt er noch einmal etwas Brauchbares zustande.

In der nächsten Zeit hoffe ich einiges zu veröffentlichen, das sie vielleicht interessieren wird und vielleicht ein gewisses Gegengewicht gegen manche Publikationen des sog. Wiener Kreises bilden kann, die, wie mir scheint, einen etwas geistfeindlichen Charakter haben. Man hat manchmal seine liebe Not mit den Leuten, die sich selbst zu Mitgliedern der Wiener „Schule“ ernannt haben.

Frl. Dr. Herzfeld hat mich kürzlich besucht und mir erzählt, wie gütig sie sich ihrer angenommen haben. Sie wusste manches Interessante zu berichten. In etwa zehn Tagen reise ich nach dem Süden, um dort in Ruhe zu arbeiten. Vielleicht treffe ich da auch deutsche

<sup>134</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-16.

<sup>135</sup> Erstmals publiziert in: Friedrich Waismann, *Logik, Sprache, Philosophie*, hrsg. von G.P. Baker, Brian McGuinness, Joachim Schulte, Stuttgart: Reclam 1976, S. 11–23.

Kollegen und erfahre von ihnen allerlei Neuigkeiten, die man sonst nicht leicht hört. Sie haben Ihre Ferien wohl auch schon angetreten. Ich würde glücklich sein, wenn sich bald einmal Gelegenheit fände, unsere flüchtige Bekanntschaft zu erneuern.

Mit besten Grüßen und Wünschen

Ihr ergebenster  
(M. Schlick)

16 WOLFGANG KÖHLER AN MORITZ SCHLICK<sup>136</sup>

Berlin, 27. April 1934.

Sehr verehrter Herr Kollege,

Schönen Dank für die ehrenvolle Aufforderung! Ich antwortete nicht früher, zuerst weil ich Ihren Brief nicht nach Skandinavien nachgeschickt erhielt, wo ich zu Vorträgen und zur Erholung war, dann weil ich in einen Konflikt schärfster Art geriet, wie sie sich seit einiger Zeit leider wiederholen und leicht zu meinem Ausscheiden aus der bisherigen Tätigkeit führen können. Die gegenwärtige Krise ist noch in voller Entwicklung.

Ihren Wunsch kann ich eben nicht erfüllen, und das bedaure ich sehr. Ich habe zuviele andre noch unerfüllte Versprechen zu halten. Nichts wird fertig, alles wird immer wieder unterbrochen und rückt einem dann ganz ferne infolge von Schwierigkeiten der erwähnten Art. Überdies gehe ich im Winter nach Harvard für einen Zyklus von Vorträgen, deren Publikation vorgeschrieben ist. Das wird Arbeit genug machen.

Uns trennt Manches in der Philosophie, in der Hauptsache eine verschiedene Gesamttenenz. Die Ihrige geht auf ein Minimum von Grundansätzen und eine bestimmte Art der Klarheit, die meinige auf Klarheit gewiss auch, aber mit einem ausgeprägten Wunsch, der Fülle der Erfahrung jedenfalls gerecht zu werden, und mir scheint nicht, dass – in der Gegenwart – dabei mit wenig einfach Hinzunehmendem auszukommen ist. (Verzeihen Sie den Stil!) Wenn ich aber in Deutschland um mich sehe und bemerke, welches furchtbare Gerede unter den Fachgenossen Brauch geworden ist, dann sage ich mir immer wieder: Mehr Schlick! Sollten Sie Fehler machen – und wer macht keine? –, dann werden sie wenigstens ordentlich gemacht, klar in klarer Atmosphäre, und so können sie produktiv werden. Im Gerede sind nicht einmal ordentliche Fehler möglich. Ich hoffe, die meinigen fallen auch so aus, dass was daraus werden kann.

Und bitte nehmen Sie diese Bemerkungen nicht als Unfreundlichkeiten! Ich bin so überzeugt, dass wir in allen Feldern der Philosophie und Psychologie Anfänger sind, dass mir unglaublich viel auf die Art der Fehler ankommt, – da wir einmal als Anfänger soviel Fehler machen *müssen*. Es gibt Fehler, die in einem klaren Feld stehen, und relativ leicht entdeckbar, sozusagen gleich die Richtung des Graduierten mitgeben, in dem die Korrektur liegen muss. Fehler im trüben Medium findet keiner, und wenn man doch merken sollte, dass etwas nicht stimmt, so gibt das keinen Hinweis auf die positive Korrektur.

Man sieht sich nie. So wollte ich Ihnen etwas über das Formale hinaus wenigstens *schreiben*.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr sehr ergebener  
W. Köhler.

---

<sup>136</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.106/Koe-13.

**Korrespondenz zwischen Otto Neurath und Moritz Schlick  
1934–1936**



1 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>137</sup>

Den Haag, 5. Juli 1934

Sehr geehrter Herr Schlick!

Wie Sie bereits wissen, soll im Sommer 1935 in Paris der *Erste Internationale Kongress für Einheit der Wissenschaft* stattfinden, für den sich bereits eine grössere Organisation in Paris interessiert. In Paris bemühen sich die Herren *Rougier* (Besançon-Kairo) und *Boll* (Paris) um diese Angelegenheit. Sie stehen mit einer Gruppe von voraussichtlichen Teilnehmern in Verbindung, insbesondere mit den Herren Frank und Carnap (Prag). Eine Reihe von Interessenten in verschiedenen Ländern haben sich zustimmend zu diesem Plan geäußert.

Dieser internationale Kongress soll alle sammeln, die wissenschaftliches Denken in seinem Gesamtumfang zu fördern bestrebt sind. Es soll zum Ausdruck gebracht werden, dass für alle Wissenschaftsgebiete *nur eine wissenschaftliche Sprache* in Frage kommt, und dass ein einheitlicher Empirismus allen Realwissenschaften zugrundeliegt.

Neben Grundlagenfragen der einzelnen Wissenschaften und neben logisch-mathematischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Problemen soll auch die Wissenschaftssoziologie und die Geschichte empirischen Denkens behandelt werden.

Um diesen Kongress gut zu gestalten und eine fruchtbare Aussprache auf möglichst einheitlicher Grundlage vorzubereiten, wird eine Gruppe von Forschern mit ihren Freunden und Mitarbeitern zu einer *Vorkonferenz in Marienbad am 30. und 31. August 1934*, knapp vor dem internationalen Philosophenkongress (Prag, 2.–7. Sept.) eingeladen. Diese *geschlossene Zusammenkunft* soll kurzen Referaten und Diskussionen gewidmet sein, die den Zweck verfolgen, über die *Gemeinsamkeit der Anschauungen* zu orientieren. Es besteht die Absicht, die erweiterten Referate als Grundlage für den internationalen Kongress herauszugeben.

Die Unterbringung der Kongressteilnehmer in Marienbad soll einheitlich durchgeführt werden. Näheres wird noch mitgeteilt.

Wünschen Sie, dass noch einzelne Förderer dieser Richtung oder engere Mitarbeiter eingeladen werden?

*Zuschriften sind erbeten an: Mundaneum (Konferenzbüro) Den Haag Badhuisweg 232.*

Sie persönlich laden wir ein, eine zusammenfassende Darstellung „Zur Geschichte des Konventionalismus“ zu geben, um Vertreter verschiedener Wissenschaften zu einer Aussprache anzuregen.

Mit der Bitte um baldige Antwort mit besten Grüsse

hochachtungsvoll

[Otto Neurath]

<sup>137</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-1 (Die Signatur ist dem Inventarverzeichnis des Moritz Schlick Nachlasses entnommen, der im *Wiener Kreis Archiv* am *Noord-Hollands Archief* in Haarlem/NL liegt. Das vollständige Verzeichnis findet sich unter: [www.moritz-schlick.de](http://www.moritz-schlick.de)).

2 *MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH*<sup>138</sup>

Wien, 7. Juli 193[4]

Sehr geehrter Herr Neurath,

besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 5.d.M. und für die Einladung zu der Marienbader Besprechung.

Es ist schade, dass die Besprechung gerade in die Mitte der Ferien fällt, wo man die Unterbrechung am schmerzlichsten empfindet. Der Entschluss, zum Prager Kongress zu fahren, hat mich schon viel Selbstüberwindung gekostet; ich möchte meinen Aufenthalt dort möglichst abkürzen und vielleicht sogar die ersten Tage versäumen. Wenn ich nun nach Marienbad führe, würde das eine nicht unwesentliche Verkürzung der Ferienruhe bedeuten, und in diesem Jahre habe ich vollkommene Ruhe für meine eigenen Arbeiten noch nötiger als sonst. Ich will auch gleich nach dem Philosophenkongress in die Einsamkeit zurückkehren. Das Zusammensein mit vielen Menschen pflegt mich sehr zu ermüden. Offen gestanden würde es mich auch wenig locken, über ein so langweiliges Thema wie die Geschichte des Konventionalismus zu sprechen.

Unter diesen Umständen werden Sie es gewiss begreifen, dass ich mich nicht entschließen kann, die Teilnahme an der Marienbader Tagung zu versprechen. Ich wünsche ihr aber den besten Erfolg und hoffe, dass in der Frage des im nächsten Sommer abzuhaltenden Pariser Kongresses erspriessliche Entscheidungen getroffen werden. Zur Erörterung von organisatorischen Fragen fühle ich mich ohnehin nicht kompetent; meine Anwesenheit würde daher nicht sehr viel nützen.

Ich hoffe, dass Sie sich in Ihrem neuen Wirkungskreis wohl fühlen und bleibe mit den besten Wünschen und Grüßen

Ihr  
Schlick.

---

<sup>138</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-13.



3 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>139</sup>

Den Haag, 10. Juli 1934

Sehr geehrter Herr Schlick!

Sprechen wir, wenn Sie erlauben, erst vom Thema: Es handelt sich darum für Paris eine Publikation zu haben, die alles *Gemeinsame* unserer Arbeiten betont; als wir mögliche Themen besprachen, schien der „Konventionalismus“ geeignet, solchen gemeinsamen Betrachtungen Ausdruck zu geben. Wenn Sie aber etwas anderes für geeignet halten, so besteht nicht der geringste Einwand das Thema zu ändern. Es wäre meine ich wichtig, dass Sie kommen. Gerade in der jetzigen Zeit, wo unser Standpunkt so viel Widerstand findet[,] muss man ihn so oft es geht klar und ohne Aggressivität vertreten. Sie würden in dem Orchester fehlen, das in Marienbad den Pariser Kongress einleiten soll. Da Frank sich infolge seines Unfalls kaum um die Konferenz kümmern kann, werden wir sie vielleicht auf den 31. Aug. und 1. Sept. nach Prag verlegen. Wenn Sie etwa erst am 1. Sept. nach Prag kämen[,] würde das zur Not genügen. Das ist dann schon ein geringes Opfer, das Sie unseren Bestrebungen vielleicht doch bringen könnten. Mit Organisationsfragen werden Sie völlig in Ruh gelassen.

In der zuversichtlichen Erwartung, dass Sie positiv antworten werden

mit Gruss  
Otto Neurath

---

<sup>139</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-2.

4 *MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH*<sup>140</sup>

Millstatt, 9. Aug. 1934.

Sehr geehrter Herr Neurath,

Vielen Dank für Ihre Zeilen, die ich kurz vor meiner Abreise von Wien erhielt.

Herr Neider, der mich hier in Millstatt besuchte, teilte mir mit, dass Sie nicht nach Prag kommen werden. Es tut mir sehr leid, dass Sie durch widrige Umstände davon abgehalten werden. Er erzählte mir ferner, dass die Vorbereitungen von Marienbad nach Prag verlegt worden ist. In diesem Falle kann ich es vielleicht möglich machen, daran teilzunehmen, aber vor dem 1. September kann ich keinesfalls in Prag sein, denn diesmal ist mir jeder Tag meiner Ferienholung ganz ausserordentlich wertvoll. Da ich hier ohnehin schon viel arbeite, kann ich auf der Vorbereitung auch unmöglich einen richtigen ausgearbeiteten Vortrag halten; jedoch könnte ich ganz wohl ex tempore über irgend ein wichtiges Thema sprechen, etwa über Physikalismus oder Solipsismus (in der englischen Literatur wird gegen uns häufig der Vorwurf des Solipsismus erhoben). Auf diese Weise lässt sich die Angelegenheit vielleicht Ihren Wünschen gemäss arrangieren.

Der plötzliche Tod Ihres Schwagers hat mich ausserordentlich erschüttert. Ich habe für Hans Hahn stets und in jeder Beziehung die allergrösste Hochschätzung gefühlt. Ein schwererer Verlust hätte uns alle garnicht treffen können. Unsere Donnerstag-Abende (die im Winter wieder beginnen sollen) werden ohne ihn nur schwache Schatten der früheren Wirklichkeit sein können.

Mit den besten Grüßen und Wünschen Ihr

M. Schlick

---

<sup>140</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-14.

5 *OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK*<sup>141</sup>

[Den Haag], 16. VIII. 34

Sehr geehrter Herr Schlick!

Vielen Dank, dass Sie kommen wollen. Wenn Sie sprechen, wird das sehr erfreulich sein. Das Programm wird Ihnen rechtzeitig zugehen, es wird Ihnen ja nicht schwer fallen, in der Diskussion [in] geeigneter Weise einzugreifen.

So weit bis jetzt die Vorträge vorliegen, wird die Frage der „Mehrdeutigkeit“ behandelt, Wissenschaftslogik, Einheit der Wissenschaft, Logik, Ablehnung spiritualistischer Denkweise in der modernen Wissenschaft, ziemlich viel über Geschichte der Logik und des Positivismus.

Für uns alle ist Hahns Tod menschlich und sachlich ein schwerer Schlag. Ich danke Ihnen für die freundlichen Worte der Teilnahme.

Mit den besten Grüßen Ihr

[Otto Neurath]

---

<sup>141</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-3.

6 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>142</sup>

[Den Haag], 20. Sept. 1934

Sehr geehrter Herr Schlick!

Mit Carnap, Reichenbach und Meiner wurde besprochen, dass die Prager Vorkonferenz in *zwei* Heften der Erkenntnis erscheinen solle, vermehrt durch Berichte über einzelne Vorträge aus der Gruppe A des intern. Kongresses.

Ich bitte Sie nun, die Liebenswürdigkeit zu haben mir möglichst bald zu senden 1. Ihre Diskussionsbemerkungen zu Jordan.<sup>143</sup> Es kommt nicht darauf an, dass der Wortlaut wiedergegeben wird, sondern nur die Grundeinstellung. 2. Ihre Ausführungen über Ganzheit.<sup>144</sup> Am besten wäre eine Verbindung Ihrer freien Rede mit einigen Beispielen aus dem Text. 1 und 2 zusammen, vielleicht 2 bis 3 Erkenntnisseiten. Es werden diese kurzen Berichte eine gute Ergänzung der Vorkonferenz sein, so wie damals, als wir der Prager Tagung auch Vorträge hinzufügten, die auf dem Hauptkongress gehalten wurden. Nur haben wir diesmal weniger Raum zur Verfügung.

Ich möchte Sie wirklich nicht zusehr belasten. Aber es wichtig, dass wir für Paris über einen Band verfügen, der über die Gesamteinstellung gut unterrichtet. Sowohl die Bemerkungen zu Jordan als auch die zur Ganzheitserörterung führen in Gebiete, die sonst auf der Vorkonferenz weniger besprochen wurden.

In der Hoffnung bald von Ihnen die beiden Stücke zu bekommen verbleibe ich in vorzüglicher Hochachtung Ihr

[Otto Neurath]

---

<sup>142</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-4.

<sup>143</sup> Moritz Schlick, „Ergänzende Bemerkungen über P. Jordan’s Versuch einer quantentheoretischen Deutung der Lebenserscheinungen“, in: *Erkenntnis*, Bd. 5 (1935), S. 181–183 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 611–620).

<sup>144</sup> Moritz Schlick, „Über den Begriff der Ganzheit“, in: *Erkenntnis*, Bd. 5 (1935), S. 52–55 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 547–557).

# Mundaneum Institute The Hague

Mundaneum Institut im Haag • Mundaneum Instituut te's-Gravenhage

Headquarters: 232 Badhuisweg, The Hague, Holland

Telegraphic address:  
Mundaneum  
The Hague

Telephone:  
55 68 21

Banking Account:  
Rotterd. Bankvereniging N.V.  
The Hague

Herrn Prof. M. Schlick

Wien

President: M. L. FLEDDÉRUS, Director, International Industrial Relations Institute, 232 Badhuisweg, The Hague  
Director: Dr. OTTO NEURATH, Director, International Foundation for the Promotion of Visual Education (by the Neurath Method) 232 Badhuisweg, The Hague

Permanent Exhibitions:  
Economisch-Historische Bibliotheek, Heerengracht 218-220, A'dam  
Museum van den Arbeid, Rozengracht 224, Amsterdam.

20. Sept. 1934

Sehr geehrter Herr Schlick !

Mit Carnap, Reichenbach und Meiner wurde besprochen, dass die Frager Vorkonferenz in z w e i Heften der Erkenntnis erscheinen solle, vermehrt durch Berichte über einzelne Vorträge aus der Gruppe A des intern. Kongresses.

Ich bitte Sie nun, die Liebenswürdigkeit zu haben mir möglichst bald zu senden 1. Ihre Diskussionsbemerkungen zu Jordan . Es kommt nicht darauf an, dass ~~ix~~ der Wortlaut wiedergelassen wird , sondern nur die Grundeinstellung. 2. Ihre Ausführungen über Ganzheit. Am besten wäre eine Verbindung Ihrer freien Rede mit einigen Beispielen aus dem Text. 1 und 2 zusammen, vielleicht 2 bis 3 Erkenntnisseiten. Es werden diese kurzen Berichte eine gute Ergänzung der Vorkonferenz sein , so wie damals , als wir der Frager Tagung auch Vorträge hinzufügten, die auf dem Hauptkongress gehalten wurden. Nur haben wir diesmal weniger Raum zur Verfügung.

Ich möchte Sie wirklich nicht zusehr belasten. Aber es ist wichtig, dass wir für Paris über einen Band verfügen, der über die Gesamteinstellung gut unterrichtet. Sowohl die Bemerkung <sup>en</sup> zu Jordan als auch die zur Ganzheitserörterung führen in Gebiete, die sonst auf der Vorkonferenz weniger besprochen wurden.

In der Hoffnung bald von Ihnen die beiden Stücke zu bekommen verbleibe ich in vorzüglicher Hochachtung Ihr

Otto Neurath

7 *OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK*<sup>145</sup>

[Den Haag], 8. Okt. 1934

Sehr geehrter Herr Schlick!

Ich danke Ihnen verbindlichst für die freundliche Uebersendung der Diskussionsbemerkungen und des Vortragsauszugs.

Wir wollen dem Bericht über die Vorkonferenz, um ihn als Vorbereitung für den Pariser Kongress besonders verwendbar zu machen, eine kurze Bibliographie beigeben. Könnten Sie so freundlich sein und sagen, auf welche Ihrer Bücher und Aufsätze Sie gerne verweisen würden, wenn es sich darum handelt[,] einen, der uns weniger kennt, mit dem heutigen Stande unserer Anschauungen bekannt zu machen. Wir werden dann alles auf einander abstimmen, um eine möglichst internationale Information zu bekommen. Was würden Sie an amerikanischen Büchern ganz besonders empfehlen! Oder an sehr bemerkenswerten Aufsätzen, die Ihnen gerade im Sinn sind!

Es ist sehr erfreulich, dass Sie Ihr Kommen zur Vorkonferenz durch diese Gabe gekrönt haben.

Mit bestem Gruss hochachtungsvoll

Otto Neurath

---

<sup>145</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-5.

[Den Haag], 28. Jan. 1935

Sehr geehrter Herr Schlick!

Darf ich Sie für den Bericht über die Prager Konferenz, der jetzt in der Erkenntnis erscheint, um ein paar Daten bitten:

1. Geboren, wo wann, studiert, wo, wann, was, habilitiert, wo wann, wofür. Professor geworden, wo, wann, wofür.

2. Angabe der wichtigsten Schriften und Aufsätze mit kurzer Inhaltsangabe. So etwa 10. Der Zweck ist *Orientierung* eifriger Besucher des Pariser Kongresses. Also wichtig, dass einige Sachen in nichtdeutschen Sprachen aufscheinen.

Ich muss jetzt öfter über die Entwicklung und den Stand unserer Bewegung schreiben. Wichtig ist mir möglichst die Differenzen beiseite zu schieben. Nun wüßte ich gern, was Ihr jetziger Standpunkt ist, und wie weit ich ihn aus Ihrem Aufsatz richtig entnommen habe.<sup>147</sup> Nun teilt mir Carnap auf Anfrage mit, dass Sie kein Schlusswort beabsichtigen. Darf ich Sie daher bitten mir privat mitzuteilen, wie weit Sie mit meinen Ausführungen übereinstimmen, wie weit Sie Missverständnisse vermuten. Ich habe mich auf den Wortlaut Ihres Aufsatzes gestützt und nicht Ihre älteren Arbeiten zitiert, weil ich nicht weiss, wie weit Sie sie noch decken. Diese schmale Basis ist natürlich immer misslich. Dazu kam noch, dass Sie meine Ausführungen an keiner einzigen Stelle wörtlich wiedergegeben haben, so dass ich nicht sicher bin, ob ich auch nur Ihre Polemik in allen Punkten präzise gedeutet habe, wenn auch das Ganze in sich zusammenzuhängen scheint. Die etwas energische Art[,] mit der Sie in dem Aufsatz gegen mich und Carnap auftraten[,] mag mit verschuldet haben, dass Sie vielleicht manches anders pointierten, als wir es verstanden haben. Aber Aussprache dient ja der Wahrheitsfindung. In der Hoffnung von Ihnen einige Informationen in der angedeuteten Richtung zu erhalten

verbleibe ich bestens grüssend  
hochachtungsvoll

[Otto Neurath]

---

<sup>146</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-6.

<sup>147</sup> Moritz Schlick, „Über das Fundament der Erkenntnis“, in: *Erkenntnis*, Bd. 4 (1934), S. 79–99 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 478–514).

9 *MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH*<sup>148</sup>

Wien, 11. Februar 1935

Sehr geehrter Herr Neurath,

Herr Neider hatte die Liebenswürdigkeit, die Antwort auf Ihren Brief vom 28. Jan. zu übernehmen. Ich bin ihm dafür sehr dankbar und möchte nur kurz entschuldigend erklären, dass ich durch Berufspflichten und ernste Korrespondenz zu sehr in Anspruch genommen bin, als dass ich mich um weniger wichtige Dinge ausführlich kümmern könnte.

Wie Sie wissen, habe ich für Kongresse und gemeinsame Aktionen nur geringes Interesse, für Propaganda gar keines, und möchte daher keine Zeit für die Aufzählung und Inhaltsangabe von Schriften opfern.

Was die sachliche Darlegung meiner Ansichten in Briefform betrifft, so würde diese mich unverhältnismässig viel Zeit kosten und wahrscheinlich wenig Zweck haben, denn ich glaube nicht, dass sich sehr viele Menschen dafür interessieren, ob unsere Meinungen übereinstimmen oder nicht. Es würde auch sehr mühevoll für mich sein, mich entgegen meiner natürlichen Anlage gänzlich ohne Metaphern auszudrücken. Die Gefahr, durch Lyrismen Missverständnisse hervorzurufen, würde also zu gross sein. Aus späteren Publikationen wird man, hoffe ich, meine Ansichten entnehmen können, und da die Wahrheit ewig ist, so kommt wenig darauf an, ob man sich etwas früher oder etwas später einigt.

Mit hochachtungsvollem Grusse  
M. Schlick

---

<sup>148</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-15.



10 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>149</sup>

[Den Haag], 25. V. 35

Sehr geehrter Herr Schlick!

Anbei folgen

5 Exemplare Einladungen zum Kongress in Paris.

Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie dafür sorgten, dass einige davon in den Seminaren oder sonstwo aufliegen würden. Haben Sie besondere Wünsche bezüglich der Versendung an bestimmte Personen oder Stellen?

Worüber haben Sie in Paris zu sprechen vor? Wir müssen allmählich das Detailprogramm zusammenstellen. Wen empfehlen Sie als Vortragenden und wofür?

Ich wäre Ihnen für möglichst weitgehende Informationen verbunden, um die Kongressvorbereitung mit Rougier zusammen fördern zu können. Es hat sich sehr gut ergeben, dass Wagons Lits ein eigenes Kongressbüro haben und daher die Organisation der Unterbringung usw in die Hand nehmen können.

Mit bestem Gruss hochachtungsvoll

[Otto Neurath]

---

<sup>149</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-7.

II MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH<sup>150</sup>

Wien, 4. Juni 1935.

Sehr geehrter Herr Neurath,

besten Dank für Ihre Mitteilung vom 25. Mai!

Mit den Einladungen zum Kongress bin ich Ihrem Wunsche gemäss verfahren. Was die Empfehlung von Vortragenden betrifft, so wüsste ich ausser den gemeinsamen Bekannten im Augenblick niemanden vorzuschlagen, und an diese haben Sie natürlich selbst schon gedacht.

Es ist *sehr* fraglich, ob ich selbst an dem Kongress teilnehmen kann. Erstens nämlich fällt die Kongresswoche mitten in meine beste Arbeitszeit hinein, die durch eine Reise nach Paris sehr fühlbar unterbrochen würde, und zweitens spielen auch finanzielle Erwägungen mit.

Falls ich nicht komme, werde ich auf jeden Fall zwei schriftliche Beiträge senden, und zwar einen „Ueber den Begriff der Wahrscheinlichkeit“<sup>151</sup> und einen zweiten „Sind Naturgesetze Konventionen?“<sup>152</sup>. (Der zweite deckt sich nicht etwa mit meinem seinerzeit im Machverein gehaltenen Vortrag, sondern stellt eine, wie ich glaube, sehr radikale Weiterführung dar.) Ich würde bitten, beide Themen als Vortragstitel anzukündigen. Falls ich nicht komme, können die beiden MSS wohl durch jemand anders verlesen werden, eventuell gleich auf französisch.

Bitte grüssen Sie Ihre Gattin herzlich von mir. Mit den besten Wünschen

Ihr ergebener  
M. Schlick.

---

<sup>150</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-16.

<sup>151</sup> Moritz Schlick, „Gesetz und Wahrscheinlichkeit“, in: *Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique, Sorbonne, Paris 1935*. Paris: Hermann 1936, S. 46–57 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 773–799).

<sup>152</sup> Moritz Schlick, „Sind die Naturgesetze Konventionen?“, in: *Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique, Sorbonne, Paris 1935*. Paris: Hermann 1936, S. 8–17 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 751–772).

12 *OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK*<sup>153</sup>

[Den Haag], 21. Juni 1935

Sehr geehrter Herr Schlick!

Ihre beiden Vorträge sind ins Programm aufgenommen. Bis jetzt sind gegen 40 Vorträge angemeldet. Ich teile Ihnen bald mit, in welchem Umfang wir für den Druck eine Niederschrift erbitten, die wahrscheinlich ausführlicher sein soll, als das von Ihnen Vorzutragende, oder durch jemanden anderen vorzulesende Referat.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr ergebener  
[Otto Neurath]

---

<sup>153</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-8.

13 *MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH*<sup>154</sup>

Wien, 3. März [1936]

Lieber Herr Neurath,

herzlichen Dank für Ihre Sendungen. Ich revanchiere mich mit gleicher Post nur mit einer bescheidenen Gegengabe.

Ich bin überrascht zu sehen, dass die Kopenhagener Zusammenkunft doch in diesem Jahr stattfinden soll, denn Frank sagte mir, dass wenig Aussicht dazu vorhanden sei. Ich werde gern kommen, wenn es sich irgend ermöglichen lässt, besonders wenn schöne Referate angemeldet sind. Freilich ist es sehr fraglich, ob ich mich frei machen kann, denn die Kongresstage fallen bei unserer neuen Semestereinteilung in die letzte Woche des Sommersemesters, in der ich wegen der Prüfungen schwer abkömmlich bin. Aber vielleicht kann ich die Prüfungen in die erste Juliwoche verschieben. Hoffentlich erfahre ich bald, was für Vorträge angemeldet sind.

Mit den besten Grüßen, auch an Ihre Gattin,

Ihr  
M. Schlick.

---

<sup>154</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-17.

Den Haag, 6. III. 36

Sehr geehrter Herr Schlick!

Besten Dank für Ihre Sendung. Eben wollte ich Ihnen in Sachen des Kongresses schreiben. Es dauerte lange bis der Termin feststand. Niels Bohr verschob den Termin seiner Amerikareise, um am Kongress teilnehmen zu können. Unsere dänischen Freunde erklärten den 21. bis 26. Juni für die günstigste Zeit.

Ich wollte Sie eben bitten[,] uns Ratschläge wegen eventuell einzuladender Redner zu geben und Sie selbst zu bitten[,] entweder ein Referat zu übernehmen oder mindestens sich für die „organisierte“ Debatte anzumelden, der diesmal viel Raum gewidmet wird. Es sind nur wenige Referate geplant. Bohr war eben in England und dürfte ein und den anderen Redner gewonnen haben, darüber erfahre ich noch näheres. Wir hoffen, dass der jüngere Haldane spricht. Auch dürften Heisenberg und andere deutsche Physiker kommen. Ob die Russen kommen[,] weiss man nicht. Amerikaner haben grosses Interesse und es wird wohl der eine oder andere kommen. Frank schlug vor[,] Winterstein (Istanbul) einzuladen.

Soweit man bis jetzt sehen kann, dürfte vor allem Physik-Biologie (mit Psychologie usw) im Sinne des Pariser Kongresses weiter behandelt werden. Ob Lecomte Du Nouy kommen wird, der sich in Paris für die Kopenhagener Tagung sehr interessierte[,] ist noch nicht bekannt. Am Sonntag wird wohl Joergensen eine Einführung geben. Am Montag werden wohl jedenfalls Bohr und Frank sprechen, weitere Redner unbekannt.

Die logische Seite des Problems, auch die statistische usw soll ebenfalls behandelt werden. Lukasiewicz war nicht in Paris schrieb aber sehr nett. Hoffentlich kommt er diesmal. Reichenbach wird zu der Zeit kaum kommen können. Mises, der zum intern. Math Kongress nach Oslo fährt[,] wird vielleicht kommen können. Rougier weiss noch nicht, ob er kommen kann.

Es dürfte auch etwas über Psychologie, Soziologie usw im Zusammenhang mit dem Hauptthema gesprochen werden. Vorläufig ist Rubin (Kopenhagen) vorgemerkt, wie mir heute Joergensen schreibt. Kelsen interessiert sich jetzt sehr für logischen Empirismus, vielleicht kommt er. Dann wird er wohl auch etwas beitragen.

Das alles wird vielleicht durch ein und die andere historische Sache ergänzt. So dass der Gesamtrahmen nicht sehr weit gefasst ist. Das Vortragsprogramm wird wohl erst in ein paar Wochen festliegen, aber ich glaube es wird jedenfalls sehr interessant sein und wenig Ballast enthalten. Sobald ich es in den Hauptzügen beisammen habe, werde ich Sie verständigen. Sie müssen dazu beitragen, dass es gelingt.

Die Termenschwierigkeit macht sich allgemein bemerkbar, ebenso aber auch die Bereitwilligkeit durch Verschiebungen das Kommen zum Kongress zu ermöglichen.

Mit den besten Grüßen, auch von meiner Frau Ihr

Otto Neurath

---

<sup>155</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-9.

15 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>156</sup>

Den Haag, 24. III. 36

Sehr geehrter Herr Schlick!

Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir möglichst umgehend mitteilen, welches Thema Sie für Kopenhagen wählen. Wir müssen die Tagesordnung zusammenstellen. Gonsseth will über „Naturgesetze“ sprechen. Soviel wir bis jetzt sehen, wird eine Gruppe von Referaten sich mit Biologie und Physik, eine mit Psychologie usw (darunter Brunswik über Gestalttheorie usw) eine mit allgemeineren Fragen befassen.

Mit bestem Gruss hochachtungsvoll

Otto Neurath

---

<sup>156</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-10.

16 MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH<sup>157</sup>

Trieste, 2. April 1936

Sehr verehrter Herr Neurath,

Ihre freundliche Anfrage musste mir hierher nachgesandt werden; so erklärt sich die Verzögerung der Antwort. Als Titel des in Kopenhagen zu haltenden Referates bitte ich  
„Kausalität und Erkennbarkeit der Natur“<sup>158</sup>  
anzugeben. Ich hoffe sehr, dass es mir möglich sein wird, diesmal zu kommen und werde mein Möglichstes dazu tun. Mit besten Grüßen für Sie und Ihre Gattin

Ihr  
M. Schlick.

---

<sup>157</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-18.

<sup>158</sup> Moritz Schlick, „Quantentheorie und Erkennbarkeit der Natur“, in: *Erkenntnis*, Bd. 6 (1936), S. 317–326 (jetzt in *Moritz Schlick Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 6, hrsg. von Johannes Friedl und Heiner Rutte, Wien/New York: Springer 2008, S. 801–820).

17 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>159</sup>

Den Haag, 2. Juni 1936

Sehr geehrter Herr Schlick!

Anbei sende ich Ihnen eine Anzahl von Programmabzügen mit der Bitte[,] sie für den Zirkel und für sonstige Zwecke zu verwenden. Vielleicht könnten Sie ein Exemplar irgendwo am schwarzen Brett anschlagen lassen. Ich schreibe Ihnen bald mehr über den Kongress, heute in grosser Eile

mit bestem Gruss Ihr ganz ergebener

Otto Neurath

---

<sup>159</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-11.



18 *MORITZ SCHLICK AN OTTO NEURATH*<sup>160</sup>

Wien, 2. Juni 1936.

Verehrtester Herr Neurath,

wie ich leider in der letzten Zeit schon fürchten mußte, hat es sich jetzt als notwendig herausgestellt, dass ich meine Teilnahme an der Kopenhagener Zusammenkunft absagen muss. Der Grund ist (finanzielle Bedenken habe ich zurückgestellt), dass ich an der Universität in der letzten Juniwoche schlechthin unabhkömmlich bin. Nach der neuen Einteilung schliesst das Sommersemester am 27. Juni, und Sie haben vielleicht gehört, dass seit der Neuordnung die vom Ministerium bestimmten Termine streng eingehalten werden müssen. Es ist gänzlich unmöglich, für die letzte Semesterwoche Urlaub zu bekommen, wegen der Unmenge von Prüfungen, die in dieser Zeit abgehalten werden müssen und die nicht vorverlegt werden können, weil die beiden vorhergehenden Wochen bereits ganz besetzt sind.

Meine Gesundheit war eine Zeitlang schlecht; jetzt fühle ich mich aber wiederhergestellt und hätte die Reise sehr gern unternommen. Hoffentlich findet die nächste Versammlung zu einer Zeit statt, die es mir möglich macht, zu kommen.

Ich bin dabei, den Vortrag gekürzt aufzuschreiben, den zu halten ich die Absicht hatte, und ich werde das M.S. auf irgend einem Weg nach Kopenhagen gelangen lassen, wo es dann verlesen werden kann, falls Interesse dafür besteht.

Mit den besten Wünschen für Sie und Ihre Gattin grüsst Sie herzlichst

Ihr  
M. Schlick

---

<sup>160</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-19.

19 OTTO NEURATH AN MORITZ SCHLICK<sup>161</sup>

Den Haag, 5. Juni 1936

Sehr geehrter Herr Schlick!

Mit grossem Bedauern höre ich, dass Sie nicht kommen können. Senden Sie mir recht bald Ihr Manuskript, das wir selbstverständlich zum Vortrag bringen, es wird dann auch, womit Sie wohl einverstanden sind, die Publikation des Kongresses zieren. Der Termin des Kongresses hat einige seiner Freunde leider verhindert zu kommen. Wir haben uns sehr bemüht den Kongress etwas später zu legen, vor allem auch in Hinblick auf den Mathematikerkongress in Oslo. Aber die dänischen Freunde haben sehr intensiv im Interesse des Kongresserfolgs für die jetzige Zeiteinteilung sich eingesetzt. Bohr hat seine Amerikareise etwas verschoben, um teilnehmen zu können usw. Nach langer Korrespondenz haben wir den Termin schließlich so fixiert.

Ich wollte Ihnen ausführlicher schreiben, um mit Ihnen zu besprechen, an welchen Diskussionen Sie eventuell hätten teilnehmen wollen. Das entfällt nun. Die Aussprache wird diesmal wesentlich konzentrierter, als in Paris, vor allem steht mehr Zeit zur Verfügung. Paris hat seinen Zweck, den logischen Empirismus als eine kräftige Bewegung zu zeigen, erfüllt. Insbesondere aus USA höre ich, dass die Rückwirkung eine sehr günstige ist. Unsere Freunde dort schaffen Organisationen und es wird wohl bald einer unserer Kongresse in USA sein können.

Aus Ihrem Brief entnehme ich, dass Sie gesundheitlich nicht in Ordnung waren, hoffentlich ist das nun überwunden und man kann Ihnen nach Absolvierung des Semesters gute Ferien wünschen.

Mit den besten Grüßen von mir und meiner Frau

Ihr  
Otto Neurath

---

<sup>161</sup> NHA VCA, Inv.-Nr.110/Neur-12.

## MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

Max Planck Institute for the History of Science

**Preprints since 2009 (a full list can be found at our website)**

- 364** Angelo Baracca, Leopoldo Nuti, Jürgen Renn, Reiner Braun, Matteo Gerlini, Marilena Gala, and Albert Presas i Puig (eds.) **Nuclear Proliferation: History and Present Problems**
- 365** Viola van Beek **„Man lasse doch diese Dinge selber einmal sprechen“ – Experimentierkästen, Experimentalanleitungen und Erzählungen um 1900**
- 366** Julia Kursell (Hrsg.) **Physiologie des Klaviers**. Vorträge und Konzerte zur Wissenschaftsgeschichte der Musik
- 367** Hubert Laitko **Strategen, Organisatoren, Kritiker, Dissidenten – Verhaltensmuster prominenter Naturwissenschaftler der DDR in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts**
- 368** Renate Wahsner & Horst-Heino v. Borzeszkowski **Naturwissenschaft und Weltbild**
- 369** Dieter Hoffmann, Hole Rößler, Gerald Reuther **„Lachkabinett“ und „großes Fest“ der Physiker. Walter Grotrians „physikalischer Einakter“ zu Max Plancks 80. Geburtstag.**
- 370** Shaul Katzir **From academic physics to invention and industry: the course of Hermann Aron's (1845–1913) career**
- 371** Larrie D. Ferreiro **The Aristotelian Heritage in Early Naval Architecture, from the Venetian Arsenal to the French Navy, 1500–1700**
- 372** Christof Windgätter **Ansichtssachen. Zur Typographie- und Farbpolitik des Internationalen Psychoanalytischen Verlages (1919–1938)**
- 373** Martin Thiering **Linguistic Categorization of Topological Spatial Relations.** (TOPOI – Towards a Historical Epistemology of Space)
- 374** Uljana Feest, Hans-Jörg Rheinberger, Günter Abel (eds.) **Epistemic Objects**
- 375** Ludmila Hyman **Vygotsky on Scientific Observation**
- 376** Anna Holterhoff **Naturwissenschaft versus Religion? Zum Verhältnis von Theologie und Kosmologie im 18. Jahrhundert** (TOPOI – Towards a Historical Epistemology of Space)
- 377** Fabian Krämer **The Persistent Image of an Unusual Centaur.** A Biography of Aldrovandi's Two-Legged Centaur Woodcut
- 378** José M. Pacheco **The mathematician Norberto Cuesta Dutari recovered from oblivion**
- 379** Tania Munz **“My Goose Child Martina”.** The Multiple Uses of Geese in Konrad Lorenz's Animal Behavior Studies, 1935–1988
- 380** Sabine Brauckmann, Christina Brandt, Denis Thieffry, Gerd B. Müller (eds.) **Graphing Genes, Cells, and Embryos.** Cultures of Seeing 3D and Beyond
- 381** Donald Salisbury **Translation and Commentary of Leon Rosenfeld's “Zur Quantelung der Wellenfelder”, *Annalen der Physik* 397,113 (1930)**
- 382** Jean-Paul Gaudillière, Daniel Kevles, Hans-Jörg Rheinberger (eds.) **Living Properties: Making Knowledge and Controlling Ownership in the History of Biology**
- 383** Arie Krampf **Translation of central banking to developing countries in the postwar period: The Case of the Bank of Israel**
- 384** Zur Shalev **Christian Pilgrimage and Ritual Measurement in Jerusalem**

- 385** Arne Schirrmacher (ed.) **Communicating Science in 20th Century Europe.** A Survey on Research and Comparative Perspectives
- 386** Thomas Sturm & Uljana Feest (eds.) **What (Good) is Historical Epistemology?**
- 387** Christoph Hoffmann und Lidia Westermann **Gottfried Benns Literaturreferate in der Berliner Klinischen Wochenschrift.** Faksimileabdruck und Einführung
- 388** Alfred Gierer **Wissenschaft, Religion und die deutungsoffenen Grundfragen der Biologie**
- 389** Horst Nowacki **The Heritage of Archimedes in Ship Hydrostatics: 2000 Years from Theories to Applications**
- 390** Jens Høyrup **Hesitating progress - the slow development toward algebraic symbolization in abacus- and related manuscripts, c.1300 to c.1550**
- 391** Horst-Heino v. Borzeszkowski & Renate Wahsner **Die Fassung der Welt unter der Form des Objekts und der philosophische Begriff der Objektivität**
- 392** Ana Barahona, Edna Suarez-Díaz, and Hans-Jörg Rheinberger (eds.) **The Hereditary Hourglass. Genetics and Epigenetics, 1868–2000**
- 393** Luis Campos and Alexander von Schwerin (eds.) **Making Mutations: Objects, Practices, Contexts**
- 394** Volkmar Schüller **Some Remarks on Prop. VIII Probl. II of Newton's Opticks Book I Part I**
- 395** Tamás Demeter **Hume's Experimental Method**